(P.O.rel.)
5312

Neue Tage.

Erzählung
von
Cornelia von Levetzow.

P. O. rel.
5312

Levetzow

Verlag von Fr. Bahn, Schwerin i. M.

In meinem Verlage ist erschienen:

Die Frau des Ratmannen.

Erzählung aus Lübecks Vergangenheit

von

M. Rüdiger,

Verf. von „Waldtraut", „Ritter von der Hopfenburg" u. a.

Zweite Auflage 1893.

300 Seiten. 3 Mk.; elegant gebunden 4 Mk.

Prof. Dr. Kinzel urteilt über das Buch in der Sonntagsbeilage des Reichsboten v. 4. Dezbr. 1892:

„Fast muß man froh sein, wenn man alle Jahr ein Buch findet, das man unseren Kreisen voll und ganz zur Anschaffung empfehlen kann, das sich nicht nur lohnt einmal zu flüchtigem Genuß zu durchfliegen, sondern dem eigenen Bücherschatze dauernd einzuverleiben; und das sich dort selbst in Gesellschaft von Bibel, Gesang- und Hausbuch recht wohl befinden wird. Ein solches Buch ist das soeben im Verlage von **Fr. Bahn** in Schwerin i. M. erschienene „Die Frau des Ratmannen," eine Erzählung aus Lübecks Vergangenheit von M. Rüdiger. Wir möchten es lieber nennen eine Erzählung aus Lübecks Glaubenskämpfen.

Denn es führt uns in die Zeit der beginnenden Reformation und schildert uns das Eindringen des Evangeliums in Lübeck in den Jahren 1521—30, es ist ein Buch von ausgesprochen christlichem Charakter, aber das Christentum dient nicht etwa nur als Uebermalung alter historischer Gemälde, sondern es kommt aus der Tiefe und führt in die Tiefe, es ist die Lebensluft, in der das Buch atmet.

Die Bedeutung desselben liegt darin, daß man hineingeführt wird in das innerste Leben und Ringen der Seelen, die sich der neuen Sonne des Evangeliums zuwenden, daß man einmal einen Einblick erhält in die schweren Kämpfe, die durch Luthers Lehre in die Familien und in die einzelnen Christen getragen wurden.

Und diese Kämpfe, welche hier ohne großen Aufwand von Rhetorik ohne ermüdende Breite ruhig und klar, dabei aber durchaus fesselnd geschildert werden, sind doch vorbildlich für jeden Christen, auch in der Gegenwart, wo die großen Fragen zwar etwas verschoben sind, wo es sich doch aber auch wieder, wie in der ersten Christenheit und im Reformationszeitalter um die Gegensätze von Christentum und Antichristentum handelt.

Das Bild dieser Frau ist der Verfasserin vortrefflich gelungen. Schon um ihretwillen möchten wir das Buch jeder christlichen Jungfrau in die Hand geben ohne damit sagen zu wollen, daß es etwa nur für solche eine geeignete Lektüre wäre. Auch die übrigen Gestalten sind charakteristisch aufgefaßt und gezeichnet.

Neue Tage.

Erzählung

von

Cornelia von Levetzow,

Verf. von „Geschichte eines jungen Mädchens."

Aus dem Dänischen übersetzt

von

G. Johanns.

Schwerin i. Mecklbg.
Verlag von Fr. Bahn.
1893.

Christliches Verlagshaus
E. H. SCHACKE, Basel
25 Burgfelderstrasse 25

G. n. 1259

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Es war ein naßkalter Morgen im Monat März. Die Sonne, welche zu wiederholten Malen versucht hatte, die Wolken zu durchdringen, schien endlich den Kampf aufgegeben zu haben. Obwohl der große, weiße Kachelofen in der Wohnstube des Ministerialrats Lange eine behagliche Wärme verbreitete, schauderte die Hausfrau, welche am Fenster stand und auf die See hinausschaute, doch leicht zusammen. Sie wandte sich um und seufzte, eigentlich ohne besonderen Grund, sie fühlte sich nur müde und zu nichts aufgelegt. Die feine, schön geformte Hand strich das Haar aus der Stirn, dann nahm sie ihre unterbrochene Arbeit wieder auf, die darin bestand, Blumen in einem Glasaufsatz zu ordnen. Das herrliche Bouquet, welches sie am Tage vorher von ihrem Gemahl bekommen hatte, sollte auseinander genommen und ganz anders zusammengestellt werden, ganz anders!

„Sieh da," sie stieß die Blumen beiseite, „ich dachte es mir wohl, Drahtstiele, verlorne Herrlichkeit! — Lieber werfe ich sie ins Feuer, als daß ich mich daran ärgere." — Den Worten folgte sogleich die Ausführung.

„Was nun?“ — Sie sank auf einen Schaukelstuhl und strich wieder das reiche, dunkelbraune Haar zurück, wie sie zu thun pflegte, wenn sie allein war und Gedanken hatte, die sie am liebsten hätte verscheuchen mögen.

Frau Lange war ziemlich groß und eine schöne, elegante Erscheinung. Sie trug den Kopf stolz und anmutig. Die Züge waren rein und edel, die Stirn hoch und klug, die dunklen Augen hatten einen gedankenvollen Ausdruck. Die Gesichtsfarbe war blühend, doch mehr weiß als rot. Der reich besetzte Morgenanzug war außerordentlich geschmackvoll, ebenso die Ausstattung des Zimmers.

„Das ist wahr!“ Sie erhob sich schnell und nahm Platz an dem Schreibtische, aus welchem sie die italienischen Bücher hervorholte. Der Sprachlehrer würde heute kommen, und da galt es, seine Lektion zu können. Die Aussichten auf eine Reise nach Rom für den nächsten Winter halfen über alle Schwierigkeiten hinweg.

Die junge Frau hatte kaum eine Viertelstunde gearbeitet, als die Thür sich öffnete und der Herr des Hauses eintrat. Er sah nachdenklich aus, und es war, als ob es ihm leid that, seine Frau stören zu müssen.

Der Rat Lange war ein großer, ansehnlicher Herr. Sein Auftreten und sein Anzug ließ den nach hohen Zielen strebenden Mann erkennen.

„Agnete, willst Du mir einige Augenblicke schenken? — Es ist eine unangenehme Geschichte, besonders ist es mir Deinetwegen unangenehm, aber ich konnte nicht gut umhin.“

„Welches? — Was ist denn?“ Sie fragte ruhig, wie eine, die sich nicht leicht aus dem Gleichgewicht bringen läßt. Der Rat begann wieder:

„Es ist mein Bruder; — Du erinnerst Dich vielleicht noch, daß er zu Neujahr schrieb, er gedenke hierher zu ziehen. Ich riet ihm nach Kräften ab, erhielt aber nicht einmal eine Antwort, und jetzt ist er hier. — Der Mensch ist gestern angekommen und fand sich heute morgen bei mir ein. Ich bat ihn flüchtig, das Frühstück bei uns einzunehmen, sagte aber zugleich, daß ich nicht zugegen sein könne. Ich glaubte, er werde dann ablehnen, aber nein, er nahm die Einladung an, und Du kannst ihn in einer halben Stunde erwarten. — Sei nun nicht böse, meine Geliebte, aber verlaß Dich darauf, daß Du in Zukunft weder von ihm noch von seiner Frau in irgend einer Weise belästigt werden wirst; dafür werde ich sorgen."

Frau Lange, welcher der Ausdruck in ihres Mannes Gesicht nicht gefiel, fragte scharf: „Was ist denn mit Deinem Bruder, daß Du Dich gar nicht freust, ihn wieder zu sehen. Ist er ein mißratener Mensch?"

„Durchaus nicht, im Gegenteil, in seinen Verhältnissen ist er viel eher ein Muster."

„Ich glaube, Du hast mir erzählt, daß er Buchhalter ist."

„Eben, und da sein Prinzipal — ich weiß, daß dieses Wort nicht gut in Deinen Ohren klingt — da nun sein Prinzipal seinem Sohn, der das Geschäft eines verstorbenen Verwandten übernimmt, einen zuverlässigen und erfahrenen Menschen an die Hand zu geben wünschte, so bewog er meinen Bruder dazu, seinem Sohn hierher zu folgen. Verstehst Du jetzt, woher diese ganze ärgerliche Geschichte kommt?"

„Aber das ist ja im höchsten Grade ehrenvoll für Deinen Bruder; hättest Du ein klein wenig Bruderliebe, müßtest Du stolz auf ihn sein."

Der Rat zuckte die Achseln: „Ich habe kein Bruderherz. — Du weißt, ich kam schon als Kind von Hause fort und wurde bei meinem Onkel erzogen.“

„Ja, und dann erbtest Du sein Vermögen und seine Denkungsart.“

„Du sprichst so wunderlich, Agnete! — Was fehlt Dir, Liebste?“

„Ich, die ich weder Bruder noch Schwester habe, habe stets gefunden, daß es ein Glück sein müsse, Geschwister zu besitzen. Es scheint mir, daß Du es als ein Unglück ansiehst.“

„Nicht als ein Unglück,“ er lachte, „aber in diesem Falle als eine Unannehmlichkeit. Unsere Erziehung ist ja ebenso verschieden, wie unsere Verhältnisse es sind, daher kann auch von keinem Umgang die Rede sein. — Am liebsten möchte ich Dich von der ganzen Angelegenheit fern halten, aber vielleicht ist es gerade gut, daß er Dich gleich sieht und selber den Abstand fühlt. Seine Frau ist aus Jütland; wie ich gehört, trafen sie sich auf einem Pfarrhofe, wo sie Erzieherin war.“

„Sie ist also eine gebildete Frau?“

Herr Lange lachte wieder und näherte sich seiner Frau mit offenen Armen. „Du bist eine gebildete Frau, Agnete, und ich überlasse es ganz Deinem Takt, das Verhältnis zu ordnen. Ich weiß, daß ein unwiderstehliches „Drei-Schritt-vom-Leibe!“ in dem Blick meiner Gemahlin liegen kann.“

Die junge Frau entzog sich seinen Armen; es war, als überrieselte es sie kalt bei diesen Worten. Auch sie hatte das Kommen des Schwagers gefürchtet, aber dies war zu unnatürlich. Wenn er nur nicht den Bruder zu sehr mit seiner Kälte verwundet hatte. —

Genau zur festgesetzten Zeit klingelte es. Als der Diener den Buchhalter Lange meldete, erhob sie sich schnell. Es lag kein „Drei-Schritt-vom-Leibe!“ in ihrem Blick, aber sein Gruß schien zu sagen: „Zehn Schritte vom Leibe, Du brauchst nichts zu fürchten!“

Frau Agnete fühlte dies sogleich heraus und streckte ihm die Hand entgegen.

„Willkommen, lieber Schwager, willkommen!“ — Hier war etwas gut zu machen; eine edle Natur war gekränkt, zurückgestoßen worden, das fühlte sie.

Der Buchhalter sah sie überrascht an, diesen Empfang hatte er nicht erwartet.

„Nehmen Sie hier Platz,“ sie zeigte auf ein kleines Eckſofa, „und lassen Sie uns zusammen plaudern. Das Frühstück ist im Augenblick fertig.“

Danke, aber ich bleibe nicht zum Frühstück, doch will ich gerne mit Ihnen sprechen und Sie versichern, daß — daß meine Frau und ich Sie in keiner Weise genieren oder Ihre Wege kreuzen werden. Mein Bruder fürchtet es, das habe ich wohl gemerkt, aber das kommt daher, daß er uns gar nicht kennt. — Ihre und unsere Verhältnisse sind ja auch so sehr verschieden, und da meine Frau und ich beide großen Wert auf ökonomische Unabhängigkeit legen, wird unser kleiner Hausstand so eingerichtet, daß gesellschaftlicher Verkehr unmöglich ist. — Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie verletzt habe; meines Bruders Empfang zwang mich, rein heraus zu sprechen. Man hat nicht nötig, demjenigen die Thür zu zeigen, der selber geht.“

Die junge Frau sah ihn betrübt an. „Habe ich dies eigentlich verdient?“ sagte sie, „Sie sind nicht freundlich gegen mich. — Ihre Frau würde anders gewesen sein.“

„Um Verzeihung, verehrte Frau, und Dank, vielen Dank! — Ich mußte ja glauben, daß die Abweisung von Ihnen ausging, nicht wahr, mußte ich es nicht glauben?“

„Wollen Sie denn nicht bleiben, Frühstück mit mir essen und mir von Ihrer Frau erzählen?“

„Ich würde es gerne thun, aber —“

„Kein Aber. — Ist meine Schwägerin froh, daß sie nach Kopenhagen kommt?“

Er blickte sie fragend an, da aber ihr Gesichtsausdruck so ernst und aufrichtig war, beruhigte es ihn.

„Ehrlich gesagt, nein. Sie ist ein Landkind und liebt nicht den Lärm und das Getöse der Großstadt.

„Sind Sie denn selber froh?“

„Ach ja; — es blieb mir auch keine Wahl. Es würde eine große Undankbarkeit gewesen sein, zu dem Wunsche meines Wohlthäters „nein“ zu sagen.“

„Ihr Bruder hat mir alles erzählt. Ich finde, daß es ein Ehrenposten ist.“

„Hat mein Bruder es erzählt? — Das hat er also doch.“ Sein Auge leuchtete; aber Frau Agnete hätte weinen können, als sie daran dachte, in welchem Tone es erzählt wurde.

Auf dem Frühstückstische standen wie gewöhnlich sehr schöne Sachen. Die junge Frau dachte sonst niemals darüber nach, aber heute schämte sie sich fast.

„Wir haben Gesellschaft gehabt, daher der Wildbraten,“ erklärte sie, „Sie müssen ihn doch auch kosten.“

Danke, ich bin schon versehen. — Ach, dort steht meiner Mutter alte Zuckerdose! Es freut mich, daß Sie dieselbe gebrauchen.“

Sie wußte es nicht, daß die Dose aus dem Vaterhause ihres Mannes stammte, sagte aber, daß sie dieselbe schön und so besonders finde. Dann geriet die Unterhaltung ins Stocken, bis Frau Agnete fragte, wann sie herüberzuziehen gedächten.

„Spätestens im April, so Gott will! — Ich werde mir heute Wohnungen ansehen."

„Sie haben also noch keine Wohnung," sie sprach sehr lebhaft, „darf ich mit Ihnen gehen? Frauenaugen sehen doch schärfer. — Wenn wir gegessen haben, können wir die Liste über angebotene Wohnungen durchsehen."

„Danke, das habe ich schon gethan und zwei Wohnungen gefunden, wo der Preis und die Anzahl der Zimmer mir paßt."

„Und meine Begleitung ist Ihnen nicht unangenehm?"

„Nein, gewiß nicht. — Meine Frau wird sich sehr freuen, daß Sie mit dabei gewesen sind."

„Aber ich könnte auch ebenso gut zu Hause bleiben und mich hier nützlich machen, meinen Sie wohl!"

Er lachte. „Ich sage ja, daß meine Frau sich sehr freuen wird."

„Sie sind hartnäckig, aber ehrlich. — Haben Sie das Bild Ihrer Frau bei sich?"

„Ja."

„Darf ich es sehen?"

Er nickte und holte etwas zögernd das Taschenbuch hervor. Die Photographie war sorgfältig in Seidenpapier gewickelt.

„So sieht sie aus, — es ist sehr ähnlich."

Frau Lange stutzte; es war ein Gesicht, wie man es nicht alle Tage sieht. Obgleich es durchaus nicht regel-

mäßig war, verrieten die Züge doch so viel Frohsinn und Güte, daß es dadurch anziehend wurde.

„Das Gesicht liebe ich! — Wie unternehmend sieht sie aus.“

„Unternehmend?“ — Ich möchte es eher sorglos nennen.“

„Darf ich das Bild ein wenig behalten und durch dasselbe Bekanntschaft mit ihr anknüpfen?“

Er bedachte sich, sagte aber zuletzt: „Ja, behalten Sie es nur, bis ich Ihnen ein anderes sende; dieses Bild möchte ich ungern entbehren. — Meine Frau hat sich neulich photographieren lassen mit unserm kleinen Sohn auf dem Schoße.“

Frau Agnete hätte bald ausgerufen: „Haben Sie einen Sohn?“ aber sie faßte sich und fragte nur, wie alt der Kleine sei.

„Elf Monate; er kann am Stuhl stehen und fängt in der letzten Zeit an, an der Hand zu laufen. — Lieben Sie Kinder?“

„Ja,“ sie hätte fast hinzugefügt: „Das ist das einzige, was ich liebe,“ aber es blieb doch ungesagt.

Der Buchhalter sah jetzt nach der Uhr, und Frau Lange erhob sich eiligst.

„Sie sollen nicht lange warten, ich bin in zwei Minuten fertig.“

Was sollte sie anziehen? Sie hatte keine Lust, den seidenen Mantel mit dem kostbaren Pelzwerk anzulegen.

„Holen Sie den dicken Frühlingsumhang, Karoline, und den kleinen Filzhut mit dem Schleier; — Sie müssen sich beeilen!“

Dann gingen sie zusammen fort; sie wunderte sich über sich selbst.

Die erste Wohnung machte einen düsteren, unfreundlichen Eindruck. Es waren zwar gut erhaltene Zimmer, sie lagen aber nach Norden.

„Hier würde Anna sich nicht wohl fühlen können," sagte der Buchhalter bestimmt, „wir können gleich wieder gehen. Die andere Wohnung liegt draußen auf Nörrebro. Die dritte Etage eines Hauses steht dort leer, da der Mieter nach Jütland versetzt worden ist. — Es ist ein weiter Weg, und wir müssen wohl die Pferdebahn benutzen."

Frau Agnete, die sonst unbedingt eine Droschke vorzog, bestieg ohne Einwendung die Pferdebahn. Während der Fahrt stellte sie Betrachtungen über die Ähnlichkeit der Brüder an. Der Buchhalter war nicht ganz so groß als der Rat, seine Gesichtsfarbe war bräunlicher, die Augen größer und dunkler, der Ausdruck männlicher. Es lag etwas Ruhiges und Zuvorkommendes in seinem Wesen, dazu etwas Freies und Unabhängiges. Es war deutlich zu erkennen, daß er nicht daran dachte, wie er sich ausnahm, oder was Fremde über ihn urteilten. Der Anzug paßte zu dem Mann; der Überrock, welcher schon verschiedene Winter gesehen hatte, war gut erhalten, die Wäsche weiß wie Schnee, die Handschuhe, die Stiefel und der Regenschirm untadelhaft. Dies alles nahm sie mit einer gewissen Befriedigung wahr.

„Jetzt sind wir endlich da. — Sehen Sie, wie hell und freundlich der Treppengang ist, das wird wohl unsere Treppe werden. Alles ist so sauber und einladend. Das Vorzimmer schön und hell und mit zwei Kleiderriegeln —

und wie gefällt Ihnen diese Eckstube? Aussicht auf Bäume und Sträucher, das ist etwas für Anna. — Also: dies die Wohnstube und dort die Eßstube, klein aber niedlich; ein Schrank mit Borten in der Wand, ich muß mir alles merken. — Geräumige und warme Schlafstube, — und dies hier wird mein Zimmer. Anna wird es schon behaglich machen."

„Das ist gewiß die Mädchenkammer, lieber Schwager."

„Aber wir verwandeln sie in ein Herrenzimmer, da wir kein Mädchen haben. — Sehen Sie doch nicht so unglücklich aus, wir sind ja so vergnügt."

Ja, das war deutlich zu sehen, daß er vergnügt war.

„Aber wer wartet den kleinen Knaben?"

„Ist ein Kind wohl irgendwo besser aufgehoben, als bei seiner eigenen Mutter? Und giebt es ein größeres Glück, als seinen eigenen Sohn pflegen zu dürfen? — Sie müssen aber nicht glauben, daß es Anna an Hülfe fehlt, es kommt täglich zweimal jemand und besorgt die gröbere Arbeit. Hier wird sie es besonders gut haben, da eine junge Frau, die früher auf dem Pfarrhofe diente, wo Anna Lehrerin war, ihr zur Hand gehen wird."

„Wenn es nur gehen wird," Frau Lange sah zweifelnd vor sich hin.

„Es wird ausgezeichnet gehen, ich zweifle gar nicht daran. Die Frau hat keine Kinder und wird sich gerne nebenbei etwas verdienen. Anna kennt sie sehr genau."

„Wohnt sie in der Nähe?"

„Noch nicht, sie wartet aber nur auf unsere Entscheidung, um in der Nähe mieten zu können. Anna und die junge Frau freuen sich auf das tägliche Beisammensein,

und ich freue mich auch, daß Anna einmal ruhig einen Spaziergang mit mir machen kann, während die Frau bei dem Kleinen bleibt. — Nein, sehen Sie doch nur: Wasserleitung, Gasherd und sogar eine Speisekammer mit einem Fenster. Hurra, ich bedenke mich nicht länger, sondern gehe sogleich zum Wirt. — Und dort kommt die Sonne; die Blumen meiner Frau werden hier in der Wohnstube gut gedeihen. — Leben Sie wohl, liebe Frau, und vielen Dank."

„Ich heiße Agnete!" So zu sprechen, war ihr sonst fremd.

Das Gesicht des Buchhalters wurde ernst, aber seine Stimme klang freundlich, als er antwortete: „So darf ich Sie erst nennen, wenn mein Bruder mich dazu aufgefordert hat."

Ihr gefiel diese Antwort, sie schüttelte aber doch den Kopf.

„Ist meine Schwägerin ebenso förmlich?"

Er lächelte. „Noch förmlicher, aber es scheint mir, daß in diesem Falle ihre Stellung eine andere ist."

„Wollen Sie sie grüßen? Ich freue mich darauf, sie und Ihren Sohn zu sehen." Sie hätte bald hinzugefügt, daß sie bereit sei, Besorgungen für sie zu übernehmen, bedachte sich aber; sie konnte es der Schwägerin lieber im Briefe anbieten.

Als Frau Agnete zu Hause klingelte, öffnete der Rat selber die Thür. Er sah etwas unruhig aus, fragte aber in rücksichtsvollem Tone: „Meine Liebe, wo bist Du so lange gewesen?"

„Hast Du auf mich gewartet?"

„Der Sprachlehrer hat gewartet — und ich auch, natürlich." Er führte sie lächelnd ins Zimmer. „Hier ist

der Verbrecher! — Nun, meine Gnädige, wo bist Du gewesen?“

Der Sprachlehrer, ein älterer Herr mit klugen Augen und ausgeprägten Zügen, verneigte sich tief, indem er zugleich mit dem Finger drohte.

„Um Verzeihung, — ich hatte es ganz vergessen. Mein Mann muß mich jetzt lehren, was er gelernt hat.“

„Ich gelernt! — Glaubst Du, daß ich an etwas anderes als an Dein Ausbleiben gedacht habe? Nicht eine Silbe habe ich gelernt. — Was hat Dich aufgehalten?“

„Ich begleitete Deinen Bruder, der eine Wohnung mieten wollte. Er hat auch eine freundliche Etage auf Nörrebro gefunden.“

Herr Lange war bisher nicht böse gewesen, aber jetzt wurde er es. Das Blut schoß ihm in die Wangen, aber er schwieg, um sich nicht zu übereilen.

Der alte Herr, welcher keine Lust hatte, sich sogleich zu entfernen, sah nach der Uhr. „Wenn die Herrschaften es wünschen,“ sagte er, „bin ich bereit, Ihnen noch eine halbe Stunde zu geben; ich sage nur eine halbe Stunde, da ich an einem andern Orte erwartet werde.“

„Danke, heute nicht mehr.“ Sie hoffte, er werde gehen, aber er machte noch immer keine Anstalten dazu. Jetzt stand er an dem Schreibtische und betrachtete die dort aufgestellten Photographien.

„Ein seltenes Gesicht dieses hier, ein bedeutendes Gesicht; ist es erlaubt, nach dem Namen der Dame zu fragen?“ Der Bureauchef näherte sich. „Ich habe dies Bild bisher niemals gesehen,“ sagte er, „aber es scheint eine Person zu sein, welche weiß, was sie will.“

„Nein, nein," der Sprachlehrer wurde eifrig, „ich habe einen ganz andern Eindruck von der Photographie, ich glaube, daß es eine Frau ist, welche thut, was sie soll." Frau Lange trat jetzt herzu. „Es ist meine Schwägerin, die Frau von dem Bruder meines Mannes."

„Ach, so!" Er verneigte sich verwirrt, sammelte einige italienische Bücher zusammen, die auf dem Schreibtische lagen, und entfernte sich dann endlich.

„Agnete, ich verstehe Dich nicht!"

„Nein, das weiß ich sehr gut."

„Was muß ich glauben, wenn Du gerade das Gegenteil thust von dem, was ich wünsche."

„Du gabst Dir ja den Anschein, als wolltest Du mich nur schonen," — ihre Stimme hatte einen harten Klang — „weißt Du, warum Dein Bruder mit mir zu sprechen wünschte? — Einzig und allein, um mich davon zu überzeugen, daß er und seine Frau niemals unsere Wege kreuzen würden. Das war die Frucht Deiner Begegnung mit ihm. Ich that alles, was in meiner Macht stand, um ihm Freundlichkeit zu erweisen. Dein Bruder ist eine feinfühlende und stolze Natur, Wilhelm."

„Nein, wirklich! — Also kennst Du ihn schon. Agnete, sieh mich an! Dies ist das erste Mal in drei Jahren, daß etwas zwischen uns liegt, und Du bist mir ein Rätsel."

„Auch nachdem ich Dir meine Erklärung gegeben habe?"

„Ja, — ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Du Lust hattest, mir zu trotzen. Ich habe bisher niemals so etwas an Dir bemerkt."

„Es hat sich bisher auch wohl nicht in Worten oder Handlungen Luft gemacht."

„Aber es ist doch da gewesen? — Du mußt mir antworten!“

„Wenn die Selbstsucht mir zu nahe kommt, empört es mich immer, obgleich ich selber egoistisch bin. — Jetzt mußt Du mich nicht mehr mit Fragen quälen.“

Ihre Stimme war weicher, und er breitete seine Arme aus, sie aber blieb stehen. Dann ging er hin zu ihr.

„Verzeih! — Aber Du sollst sehen, Deine unbegründete Annäherung wird uns Unannehmlichkeiten bereiten. Es ist möglich, daß ich etwas zu kalt war, und das machte Dich zu warm. Ein andermal —“

Sie unterbrach ihn eifrig: „Schlägst Du vor, daß wir beide kühl sein wollen, sage ich sofort nein.“

Er sah sie unschlüssig an.

„Nun ja, schöne Damen dürfen nun einmal Launen haben, und da Du die schönste von allen bist, mußt Du das größte Recht dazu haben.“ Er wollte ihre Hand küssen, aber sie zog dieselbe zurück.

„Das ist wahr,“ begann er gleich darauf, „ich habe Eintrittskarten zum Konzert und werde mit Dir gehen, wenn Du es wünschest. — Meiner Frau gegenüber ist meine Selbstsucht doch nicht so schrecklich groß.“

„Nein, ich weiß, daß Du mir gerne eine Freude machst. Ich danke Dir.“

Es war ihr eine Erleichterung, als er ging; sie mußte sich sammeln, mußte nachdenken. Was war denn eigentlich geschehen? Fast nichts, und doch fühlte sie, daß etwas Neues in ihrem Leben vorgekommen war. Oh, wie entsetzlich leer mußte das Leben sein, wenn dies eine so große Bedeutung für sie haben konnte.

Sie holte die Photographie wieder hervor. Wie sanft sah sie aus und doch so stark und mutig, nein, sorglos nannte ihr Mann es ja, und der alte Sprachlehrer hatte gefunden, daß es eine Frau sei, die sich fügen könne. — Aber stand dort nicht etwas ganz unten in der Ecke? Ja, wirklich, ein kleines, fast unsichtbares Wort.

Sie nahm die Lupe zur Hand, —: Die Deine. Jetzt verstand sie, warum der Schwager ihr ungern dies Bild überlassen hatte.

Die Deine! — Sie stützte den Kopf in die Hand. „Wir sind so vergnügt," hatte er gesagt. Konnte sie dasselbe von sich sagen, war sie glücklich? — Dann fragte sie weiter: Wenn nun ihr größter Wunsch erfüllt würde, und auch eine Wiege in ihrem Hause stände, würde sie dann glücklich sein? Würde diese Unlust, die so oft in einsamen Augenblicken über sie kam, dann ganz aufhören, oder war es ein Teil ihres Wesens geworden?

Ihr war so wunderlich zu Mute, gerade, als hätte man sie überrumpelt; und doch, wie zurückhaltend war der Schwager anfänglich gewesen, und später kam alles so lebendig und natürlich. In ihrem Kreise pflegte man tiefere Gefühle zu verbergen, was aber doch zum Vorschein kam, wurde als unechte Ware angesehen; daß aber seine Worte echt waren, davon war sie überzeugt. — Und dann dieser Zug, daß seine Frau sich freue auf das Zusammensein mit der Frau, die das Reinmachen besorgen solle. Und dies hatte er ausgesprochen, als wäre es das Natürlichste von der Welt. Sie lächelte bei dem Gedanken, war aber doch gerührt. Sie selber pflegte die Dienerschaft als ein notwendiges Übel anzusehen.

Ach, wie verlassen fühlte sie sich! — In ihrem ganzen Kreise kannte sie keinen Menschen, den sie wirklich liebte. Ein paar Frauen und einige besonders begabte Männer interessierten sie, aber ihrem Herzen standen sie fern. Aber diese beiden glücklichen Menschen würde sie gewiß lieben können. — Ja, sie liebte sie jetzt schon; wie wunderbar! — Wie wohl das Kind heißen mochte? Wie dumm, daß sie nicht danach gefragt hatte. —

Ihre Gedanken gingen weit in die Vergangenheit zurück. Sie sah sich selbst nach dem Tode ihrer Mutter als das verwaiste Kind in ein fremdes Haus versetzt, wo sie sich niemals ganz heimisch fühlte, obgleich das kleine neue Mädchen verhätschelt und auf den Händen getragen wurde. Dann kamen die späteren Jugendjahre, wo man ihr schmeichelte und ihr Huldigungen darbrachte, bis es ihr langweilig wurde und sie die Menschen verachten lernte. Aber dann, — ja, dann begegnete sie ihm, den Sommertag vergaß sie niemals. — Was war es denn eigentlich, was sie gefesselt hatte? Warum hatte sie gemeint, daß er besser sei als die andern? — Sie konnte sich jetzt nicht klar darüber werden. Er liebte sie, liebte sie wirklich, und sie liebte ihn, sonst hätte sie ja „nein" gesagt, wie zu den andern. Sie verlangte keine Bedenkzeit und war ein paar kurze Monate glücklich, während Pläne gemacht und das neue Heim bereitet wurde. Als sie aber erst seine Frau wurde und ihn richtig kennen lernte, nicht bloß in seinem Verhalten zu ihr, denn hier blieb er unverändert, sondern in seinem Verhalten gegen andere, da wurde sie kühler, und die innere Leere stellte sich wieder ein. Da ihr jeder Wunsch sogleich erfüllt wurde, wünschte sie zuletzt gar nichts mehr, und es war ihr unsagbar lang-

weilig, stets von ihrer Schönheit zu hören. Seinen Zukunftsplänen, die sich immer nur um Ehre und Ansehen drehten, lieh sie nur halb ihr Ohr, aber zu einer Reise nach Rom hatte sie Lust, und die italienischen Stunden und die Unterhaltungen über die Reise waren das Bindeglied zwischen den Eheleuten. Auf dem Grunde des Herzens aber ruhte die Sehnsucht nach Liebe, für etwas leben und sich opfern zu können.

Als der Rat nach Hause kam, saß sie noch auf demselben Platze. Es war gerade, als ob sie erwache, da er sagte:

„Camillas Hochzeit soll im nächsten Monat sein — was sagst Du dazu?“

„Was soll ich dazu sagen, — es ist ja so natürlich.“

„Ich glaubte, es würde Dich meinetwegen interessieren. Camilla ist ja sozusagen meine Halbschwester. Onkels Frau und die Generalin waren Schwestern, weißt Du doch.“

„Ja, ich weiß es recht gut. — Es wundert mich übrigens, daß die, welche beinahe Deine Halbschwester ist, Dir näher zu stehen scheint, als Dein rechter Bruder.“

„Aber Agnete!“

„Was mich betrifft,“ fuhr sie unbarmherzig fort, „so finde ich Camilla ebenso unliebenswürdig, wie ich Deinen Bruder liebenswürdig finde.“

„Solltest Du wohl ein wenig eifersüchtig sein?“

Die junge Frau lächelte ruhig und überlegen, nein, eifersüchtig war sie nicht.

„Es ist natürlich nur ein Scherz. Wenn Du zugegen bist, tritt Camilla in den Schatten, gerade wie alle andern, aber sonst hat sie doch etwas Anziehendes und ist nach meiner Meinung die vollendete Dame. — Doch davon wollte

ich nicht reden, sondern von der Hochzeitstoilette, nicht von ihrer, sondern von der Deinigen. Auf dem Heimwege erhob ich eine Summe für diese Toilette; wenn sie nicht reicht, kannst Du mehr verlangen. — Ich schlage ein mattes Hellrosa vor, welches nur Damen von Deiner Gesichtsfarbe tragen können."

„Ich bliebe am liebsten zu Hause, die Menschen sind mir zuwider. — Alle Verwandten Deines Onkels sind mir zuwider. Wie kamst Du eigentlich zu ihm? Adoptierte er Dich, während Deine Mutter noch lebte?"

„Nein, aber gleich nach ihrem Tode, ich war jedoch schon vorher fast wie Sohn im Hause. Als ich groß genug war, das Gymnasium besuchen zu können, bot Onkel es meiner Mutter an, mich in sein Haus zu nehmen und in jeder Weise für mich zu sorgen. Mutter war damals schon Witwe, und ich, ein lernbegieriger und ehrgeiziger Knabe, jubelte bei dem Gedanken, in Onkels elegantem Hause erzogen zu werden. — Merkwürdigerweise hatte Mutter Bedenken, gab aber zuletzt aus Vernunftgründen nach."

„Wie war sie?"

„Wer? — Meine Mutter? Sie war gut und in jeder Hinsicht höchst respektabel."

„Hast Du ihr Bild?"

„Nein, ich besaß einmal eine kleine Photographie von ihr, dieselbe ist mir aber abhanden gekommen."

„Besuchtest Du sie nicht in den Ferien?"

„Ja, aber ich kann nicht leugnen, daß das Leben in dem behaglichen, verfeinerten Hause mir so angenehm war, daß die Besuche mir eine Pflichtsache wurden, und ich dieselben nach und nach immer mehr abkürzte. Obgleich meine Mutter eine gebildete Frau war, hatte sie doch wunderliche,

altmodische Anschauungen. Sie hielt Morgenandachten, betete bei Tische und wollte, daß wir Knaben des Sonntags mit in die Kirche gingen."

„Zwang sie Euch dazu?" Ihre Stimme klang erregt.

„Nein, so schlimm war es denn doch nicht, aber sie schlug es uns vor und war traurig, wenn ich zu Hause blieb. Mein Bruder ging natürlich mit. — Er war ganz außer sich, als Mutter starb, ich aber wurde einige Monate darauf von Onkel adoptiert. Der Name war ja derselbe, aber ich erhielt Kindes- und somit auch Erbrecht."

„Und daher wurdet ihr beide so verschieden. Ich glaube fast, daß die äußere Ähnlichkeit, welche sich nicht leugnen läßt, macht, daß man es doppelt fühlt, wie grenzenlos verschieden Ihr seid."

Der Rat lachte gezwungen. „Ich hoffe, daß Du nicht Lust hast zu tauschen," sagte er.

Sie schüttelte den Kopf, und sie gingen zu Tisch und darauf ins Konzert. Frau Agnete sprach nur wenig und war unzugänglich für die Scherze und Einfälle ihres Mannes. Sie wäre am liebsten allein gewesen und hätte sich ausgeweint.

Am folgenden Tage schrieb die junge Frau an ihre Schwägerin, bot ihr an, Besorgungen für sie zu übernehmen, und sprach aus, daß sie sich danach sehne, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Sie umging in ihrem Briefe sowohl

das „Du“ als auch das „Sie“ und unterzeichnete nur „Agnete.“

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Eine Photographie lag in dem Briefe: Vater, Mutter und der kleine Sohn, ein lieblicher, krausköpfiger Knabe, mit dem die Mutter ihre liebe Not gehabt haben mußte, ihn zum Stillsitzen zu bewegen; die gedrungenen Arme und Beine zeugten von eitel Munterkeit. Der Vater lächelte über des Kleinen Künste und die Mutter verzog gleichfalls den Mund zum Lachen.

„Wir sind so vergnügt,“ hatte er gesagt, ja, hier sah sie es.

Die wenigen Zeilen lehnten das Anerbieten mit herzlichem Danke ab; es war vor ihrer Ankunft nichts zu besorgen. Sie redete Frau Agnete mit „Sie“ an und unterzeichnete sich „Anna Lange.“

Noch an demselben Tage ging Frau Agnete zum Photographen. Sie hatte ein dunkles Kleid an und nahm eine kleine Schürze mit, welche sie vorband.

Einige Tage später empfing der Rat die fertigen Photographien.

„Aber, liebe Agnete, was ist denn dies; bist Du es, oder bist Du es nicht? — Nicht eine Spur von Deinem eigenartig träumerischen Wesen, und dann bist Du ja gekleidet wie eine Wirtschafterin.“

„War das Packet an Dich adressiert? — Nun, das hat der Photograph sich erlaubt. Bitte, gieb her.“ Sie nickte zufrieden und wollte die Photographien verwahren; es waren nur zwei.

„Gieb sie mir wieder. Wie kann einem nur so etwas einfallen! — Und doch, ich möchte das Bild besitzen, denn diesen Ausdruck habe ich niemals an Dir bemerkt; es liegt so etwas Bittendes in Deinem Blick. Darf ich es behalten? — Ich werde mich schon hüten, es irgend einem Menschen zu zeigen, aber ich möchte es gerne zu meinem eigenen Vergnügen haben."

„Du kannst also wirklich an etwas Vergnügen haben, ohne es anderen zu zeigen? Das freut mich."

„Machst Du mir Vorwürfe, daß ich stolz darauf bin, meinen Schatz zu zeigen?"

„Die Jahre können Deinem Schatze bald den Glanz rauben."

„Nein, nein, Du wirst noch nach zwanzig Jahren schön sein, und in späteren Jahren werde ich stolz sein auf Deinen geistigen Reichtum. — Du darfst mir wirklich die Photographie nicht nehmen, Agnete."

„Nun, so behalte sie denn."

Er holte das kostbare Taschenbuch hervor und legte das Bild hinein. „Ich möchte dieses Gesicht mit diesem Ausdruck auf mich gerichtet sehen, aber das erlebe ich gewiß niemals."

„Niemals," dachte sie, schwieg aber. Er blieb einen Augenblick stehen und wartete auf eine Antwort, als aber keine erfolgte, ging er.

Frau Agnete steckte die andere Photographie in ein Couvert und nahm das Bild ihrer Schwägerin — das geliehene — und legte es beiseite.

„Die Deine!" Jetzt würde es wieder in Seidenpapier gewickelt und ins Taschenbuch gelegt werden. — Ihr eigenes

Bild lag jetzt also auch in einem Taschenbuche, aber unter demselben stand nicht „die Deine," das konnte dort auch in Wahrheit nicht stehen. Das eine wurde verborgen, weil es zu gut war, um es zu zeigen, das andere, weil es nicht gut genug war; aber er hatte es doch gerne haben wollen, es lag doch ein kleiner Trost darin.

An dem Tage, als man den Buchhalter mit seiner Familie erwartete, fuhr Frau Rätin des Morgens hinaus nach der Wohnung auf Nörrebro. Sie hatte sich von der Köchin einen großen Butterkuchen backen lassen, und dieser stand jetzt in einem Korbe vor ihr auf dem Sitz. In der Hand hielt sie ein Bouquet weißer und rötlicher Gartenanemonen.

Die Fenster der Wohnung standen offen, und als sie klingelte, öffnete eine rotwangige junge Frau in einem baumwollenen Kleide die Thür.

„Sie sind also die Frau von dem Bruder des Herrn? — ich wußte nicht einmal, daß er einen Bruder hatte. Bitte, treten Sie ein. Nein, was für herrliche Blumen! Ich hatte nur einige Ableger und einen Topf blühender Violen. Und Butterkuchen! — Der wird schon schmecken, er ist ja noch ganz warm. Ich habe ein kleines Weißbrot und ein Päckchen Salz mitgebracht; alte Leute sagen ja, daß Brot

und Salz immer das erste sein muß, was ins Haus gebracht wird. — Ich habe gestern und vorgestern schon alle Zimmer geheizt, um die schlechte Luft zu entfernen. Zuerst dampften die Wände, aber jetzt ist es hier schön, nicht wahr? Die Sonnenwärme strömt durch die offenen Fenster herein. Ich habe sie gestern geputzt und heute die Öfen abgerieben."

„Und Sie glauben, daß Sie die Arbeit hier neben Ihrer eigenen besorgen können?"

„Ganz bequem; wir haben eine Wohnung hier in der Nähe, zwei schöne Zimmer im Hinterhause. Will Frau Lange außer der Zeit Hülfe haben, so braucht sie nur das Küchenfenster zu öffnen und mit dem Taschentuch zu winken, dann kann ich es sehen. — Sie glauben gar nicht, wie ich mich auf die Ankunft der Herrschaften freue. Ich kenne keinen Menschen hier in der Stadt, und obwohl ich einen braven Mann habe, sehne ich mich doch danach, mit einer Frau sprechen zu können. Mein Mann ist ja auch fast den ganzen Tag auf dem Zimmerplatze. Bei sitzender Arbeit werde ich nur müde und schwermütig. Und wie sehr liebe ich die gute Frau! Ich darf sagen, daß sie mir mehr gewesen, als der Pastor, weil sie es war, welche mich dazu bewog, zu ihm zu gehen."

„War es denn ein so besonders guter Platz?"

Sidsel sah verwundert auf: „Ach ja, wenn man die Arbeit bewältigen konnte, und das konnte ich, war es dort wirklich gut."

„Wie herrlich Ihre Violen duften; und dort liegt wohl das Brot."

Eine Blumenkarte lag auf dem Weißbrote. Auf der Karte stand mit großen Buchstaben: Willkommen! Unten

stand geschrieben: „Gesegnet sei dein Eingang und dein Ausgang, dein Korb und dein Backtrog.“ Sie las die Worte zweimal. Wie merkwürdig, dachte sie, aber eigentlich ganz poetisch und schön. — Frau Agnete, welche die Worte nicht kannte, mußte sich gestehen, daß Sidsel eine außergewöhnliche Frau sein müsse. —

Am nächsten Morgen trat die Rätin in ihres Mannes Arbeitszimmer. Sie kam äußerst selten dorthin, und er sprang bei ihrem Eintreten erfreut auf.

„Du sollst hier auf meinem Stuhl sitzen, Agnete, es ist der beste im Zimmer.“

„Danke, ich gehe sogleich wieder. — Ich wollte nur fragen —“

„Du brauchst nicht zu fragen, Du hast zu befehlen.“

Seine Worte riefen kein Lächeln auf ihrem Gesichte hervor, viel eher einen Ausdruck von Kälte.

„Dein Bruder ist gestern hierher gezogen, und ich wollte nur fragen, ob es Dir recht sei, daß ich ihn und seine Frau auf morgen zum Mittag einlade.“

„Willst Du sie zum Mittag haben?“

„Ja, wenn Du es nicht geradezu verbietest.“

Der Rat schwieg, bis seine Erregung vorüber war, dann sagte er: „Laß doch diese Menschen keine Uneinigkeit zwischen uns bringen, Agnete!“

„Das kann niemand, aber die verborgene Uneinigkeit kann vielleicht durch sie offenbar werden. — Du antwortest mir nicht.“

„Morgen muß ich in eine große Herrengesellschaft bei dem Departementschef, aber meinetwegen am folgenden Tage. — Wir wollen sonst niemand einladen.“

„Nein, natürlich.“

Ein wenig erleichtert durch dieses Zugeständnis fuhr er fort: „Du wirst auch einsehen, daß diese Einladung eine Ausnahme sein muß. Wir können nicht mit ihnen verkehren wie mit unseren andern Freunden.“

„Nein, nein, das würde weder Dein Bruder noch Deine Schwägerin aushalten können.“

Dieser lebhafte Ausruf berührte den Rat peinlich.

„Ich sah es nur von unserer Seite an,“ sagte er, „aber Du hast recht, es ist ja auch nicht angenehm, sich als Eule unter den Krähen zu fühlen. — Richte es ein, wie Du willst; ich sehe es gerne, daß wir mancherlei Gerichte und gute Weine haben.“

„Du überläßt mir wohl, wie Du sonst zu thun pflegst, den Speisezettel und die ganze Anordnung? — Oder ist es Dir so wichtig, daß die Scheidewand recht hoch gezogen wird?“

„Agnete, sieh mich doch nicht so an. Natürlich überlasse ich Dir die Anordnung.“

„Nun, denn ist es gut. — Leb' wohl!“

Er wollte sie aufhalten, wollte seinen Standpunkt klar zu legen suchen und sie von der Unhaltbarkeit des ihrigen überzeugen, aber sie eilte fort.

Die junge Frau ging schnell hinaus nach Nörrebro. Ihre Gedanken waren sehr in Aufruhr, und erst, als sie vor dem Hause stand, fühlte sie, wie notwendig es sei, sich zu fassen. Indem sie langsam die Treppe hinaufstieg, vernahm sie durch die offene Thür der dritten Etage eine vergnügte Unterhaltung und gedämpftes Lachen.

„Es mag wohl gehen, aber strengen Sie sich nicht zu sehr an. — Wir müßten eigentlich Hülfe haben.“

„Hier ist Hülfe," sie trat in die Stube, „lassen Sie mich mit anfassen."

„Sind Sie —?" Die junge Frau des Buchhalters ließ das Büffett los und näherte sich ihr. „Ach ja, jetzt kenne ich Sie, — willkommen! und herzlichen Dank für die schönen Blumen, für alle Liebe!" Sie streckte Frau Agnete beide Hände entgegen, diese aber zog sie an sich und küßte sie.

„Willkommen hier in der Stadt, möchten Sie sich hier zufrieden und glücklich fühlen. — Ich würde am liebsten „Du" sagen," fügte sie fast schüchtern hinzu, „aber Sie wollen vielleicht Bedenkzeit haben."

„Ja," — flüsterte sie, „ich wollte ungern, daß das Du das Ohr Ihres Gemahls verletzte."

„Niemand hat das Recht, sich in unser gegenseitiges Verhältnis zu mischen, Anna, niemand. — Lassen Sie mich jetzt mit anfassen."

Sidsel lachte. „Ja, jetzt wird es wohl gehen, zwei Damen müssen es doch wohl mit einer Arbeitsfrau aufnehmen können. Sehen Sie, wie schön es dort steht."

„Es steht ausgezeichnet. — Hier sieht es im ganzen so freundlich aus; das Haus ist ja fast in Ordnung."

„Ja, flüchtig angesehen. — Sie können glauben, daß ich mich über die Wohnung freue und sehr dankbar bin. Unsere Mobilien machen sich so gut in den schönen gemalten Zimmern. Der Eßtisch, sechs Stühle und das Büffett, — die Stube ist durchaus nicht überfüllt, aber es ist auch kein Platz übrig. Und steht mein liebes Pianino hier nicht ausgezeichnet in der Wohnstube? Das Sofa, der Bücherschrank und mein Schreibtisch, alles ist wie für die Stube gemacht. Jetzt sollen Sie meines Mannes

Zimmer sehen, es ist ganz fertig, die Gardinen sind aufgehängt, und alles steht an seinem Platze."

Sie öffnete die Thür und präsentierte lächelnd „das Herrenzimmer."

„Nein, wie behaglich ist es hier!"

„Nicht wahr? — Die Bücherborte nimmt gerade diese eine Wand ein, und hier in der Ecke bei dem Schreibtische kann mein kleiner Korbstuhl stehen. Mitunter sitze ich hier, während mein Mann arbeitet. — Aber Sie müssen auch das Schlafzimmer sehen."

„Und den Kleinen," fügte Frau Agnete hinzu.

„Der Kleine schläft. — Er war in der Nacht nach der Reise etwas unruhig und holt es jetzt wieder nach. Hier sieht es noch unordentlich aus; die Koffer müssen noch hier bleiben, bis ich die Schränke eingeräumt habe."

Aber Frau Agnete sah keine Koffer, sie lag schon auf den Knien neben der Wiege.

„Er ist ja viel süßer, als auf dem Bilde! — Wie voll und ruhig der Atem geht — ein Bild des Friedens; und wie gesund er aussieht, so warm und rotwangig. — Wissen Sie auch selber, wie reich Sie sind, Anna?"

„Nein, ich weiß es gewiß nicht, obgleich ich meinem Gott jede Stunde des Tages danke."

„Jetzt wacht er auf und streckt sich. Guten Morgen kleiner Kerl! — Darf ich ihn aufnehmen?"

Sie nahm ihn auf den Schoß und spielte mit ihm.

„Glückliche Anna!"

„Gott gebe Ihnen dasselbe Glück, liebe Agnete." —

Gleich darauf kam der Buchhalter.

„Ist das Frühstück fertig?" rief er vergnügt, „um eine halbe Stunde muß ich wieder gehen. — Nein, was sehe

ich! — Guten Tag; daß ist schön, daß Sie kamen. Wollen Sie jetzt nicht Frühstück mit uns essen?"

„Gerne, aber dann muß ich meinen Mantel ablegen."

„Lassen Sie mich ihn anhängen. — Es ist prächtig, daß Sie unser erster Gast sind, nicht wahr, Anna?"

Sie nickte beifällig und führte die Schwägerin in das Eßzimmer.

„Ich möchte Sie gerne auf übermorgen bei uns zum Mittagessen einladen," sagte Frau Agnete bald darauf. Es kam etwas unvermittelt, sie fühlte es selber. Der Buchhalter und seine Frau schwiegen.

„Ich will doch hoffen, daß Ihnen nichts im Wege ist?"

„Nicht von unserer Seite," er stand auf und machte die Thür nach der Wohnstube hin zu, wo Sidsel sich mit dem Kleinen beschäftigte, „aber ist es wert, daß wir kommen? Lassen Sie uns einmal aufrichtig gegeneinander sein, in der Aufrichtigkeit liegt etwas Befreiendes."

„Mir würde es eine große Freude sein." Ihre Stimme klang unsicher; das Weinen lag ihr nahe.

„Wenn Sie es wünschen, wollen wir diesmal auch kommen, — aber es muß sich nicht wiederholen."

„Ich stehe so allein." Sie senkte ihren Kopf.

„Sie können niemals zu oft zu uns kommen." Frau Anna legte zärtlich den Arm um ihren Hals; es war aufrichtig gemeint, Frau Agnete fühlte es.

„So, jetzt ist der Kaffee fertig; — kommen Sie herein, Sidsel, und trinken Sie mit uns, Knud kann so lange auf dem Teppich sitzen."

Der Buchhalter faltete seine Hände: „Dank sei dir, Herr, für deine Gnade und dein Erbarmen! Segne uns diese deine Gaben."

Frau Agnete stutzte. Wie wunderbar, daß die Gewohnheit von der Jugend her aufrecht erhalten war. Es gefiel ihr nicht, aber die frohe Stimmung, welche bei Tische herrschte, gefiel ihr, und sie wurde sogar davon angesteckt. Die Reste des Butterkuchens, der Malzkaffee, Sidsels Weißbrot und der gewöhnliche Käse, alles schmeckte ausgezeichnet. Daß der Tisch recht einladend gedeckt war, behagte ihr auch. Es war freilich das erste Mal, daß sie mit einem Dienstboten zu Tische saß, da aber Sidsel sich ruhig und bescheiden verhielt, so fand sie es mehr drollig als genierend.

Frau Agnete, die sonst die Tonangebende zu sein pflegte, fühlte sich in diesem Kreise ganz klein und unbedingt wie eine Empfangende.

Als Frau Agnete am nächsten Tage mit ihrem Manne das Frühstück einnahm, fragte sie unerwartet: „Ist diese schöne Zuckerdose das einzige Stück, welches Du aus Deinem elterlichen Hause hast?“

Er sah verwundert auf, antwortete aber sogleich: „Nein, die chinesischen Tassen, die ich Dir zu Weihnacht schenkte, als wir verlobt waren, stammen auch von meinen Eltern, sowie die Perlenbrosche mit der altmodischen Einfassung. — Du erinnerst Dich dessen wohl noch, daß ich sagte, es seien Erbstücke.“

„Ja, aber deswegen wußte ich doch noch nicht, daß sie Deiner eigenen Mutter gehört hatten.“

Er überhörte den Vorwurf und fuhr fort: „Meine Tante ist schuld daran, daß ich diese Kleinigkeiten erhielt. Nach dem Tode meiner Mutter wurde alles verkauft, und da Onkel auf meinen Anteil verzichtete, so fiel die ganze Summe — kaum tausend Mark — Paul zu. Tante wußte, daß Mutter diese seltenen Dinge besaß, und kaufte sie für mich.“

„Und Du bist davon überzeugt, daß wir weiter nichts aus Deinem Elternhause haben?“

Er blickte sie wieder fragend an, sie war ihm ein Rätsel.

„Ja, ein Tischtuch muß noch hier sein. Meine arme Mutter war in den letzten Wintern schwächlich, und so wurde ihr geraten zu spinnen; sie litt nämlich an kalten Füßen. Wir Brüder empfingen jeder sein Tuch, ganz gleich, soviel ich erinnere. Es wird aber schwierig sein, dasselbe zwischen dem vielen Leinenzeug von Tante herauszufinden.“

Sobald die Mahlzeit beendet war, eilte Frau Agnete nach den Leinenschränken. Ein mächtiger alter Schrank aus Eichenholz enthielt das kostbare Leinenzeug. Es lag unberührt, da die junge Frau es vorzog, ihre eigene Aussteuer zu gebrauchen. Als sie den Schrank zum erstenmal öffnete, schlug ihr ein moschußartiger Geruch entgegen, und sie machte die Thür schnell wieder zu.

Jetzt öffnete sie vorher die beiden Fenster und begab sich dann an die Untersuchung.

Es war nicht leicht, auf den Grund zu kommen. — Aber dort lag ja ein Gegenstand mit rotem Bande und

angeheftetem Zettel. Ja, das war das Tischtuch. „Meinem Wilhelm; Mutters eigene Arbeit," stand auf dem Papier.

Die Buchstaben waren fein und schön, doch war die Schrift etwas unsicher. Frau Agnete drückte ihre Lippen auf den Zettel; es war wie ein Ersatz für seine Kälte. Dann faltete sie ihn vorsichtig zusammen und legte ihn zu dem Haar ihrer Mutter in ihr goldenes Medaillon.

Das Tuch war fein und schön gearbeitet, aber durch das lange Liegen gelb geworden. Das Stubenmädchen wurde gerufen.

„Sorgen Sie dafür, Karoline, daß dieses Tischtuch gewaschen, gleich in die Sonne gehängt und so oft es trocken ist, wieder in Wasser getaucht wird. Zu morgen mittag muß es schön weiß und blank wie Silber sein. — Sie wissen, daß ich sehr genau bin."

Ja, das wußte Karoline, aber sie fügte sich und schwieg.

Wo mochte nun die Perlenbrosche sein? — Sie öffnete das Schmuckkästchen — nun, hier hatte sie ja einen Ehrenplatz. Sie putzte die Brosche sorgfältig mit ihrem feinen Taschentuche und steckte sie dann auf das Toilettenkissen; am nächsten Tage wollte sie dieselbe tragen.

Als der folgende Tag anbrach, wunderte sich die Dienerschaft darüber, daß ihre junge Frau es so eilig hatte, alles zum Mittagsessen anzuordnen, und doch sollten wie gewöhnlich nur drei Gerichte hergestellt werden. Aber alles sollte ganz ausgezeichnet sein, und die letzte Flasche von dem kostbaren Rotwein, den der Rat seiner Frau geschenkt, als sie nach der Influenza aufgekommen war, sollte auf den Tisch gestellt werden.

Frau Agnete nahm selber die chinesischen Tassen von der geschnitzten Borte, wo sie als Schmuckstücke standen, und

wischte sie ab. In diesen Tassen sollte der Kaffee in ihrem eigenen Zimmer serviert werden. Sie legte selber das Tischtuch der Mutter auf den fein gearbeiteten Tisch und setzte die alte Zuckerdose darauf.

Als der Tisch gedeckt war, sah sie noch einmal alles nach, entfernte den silbernen Aufsatz und setzte an dessen Stelle ihre Lieblingsfarn. Einige zierliche Blütenzweige mit natürlichen Stielen wurden auf die Plätze der Gäste gelegt. Sie selber trug ein dunkellila Kleid und eine schwarzseidene Schürze; die Perlenbrosche war ihr einziger Schmuck. Ihr Ausdruck war so lebhaft und bewegt; anmutiger hatte sie niemals ausgesehen.

Als es klingelte, eilte Frau Agnete sogleich in das Vorzimmer.

„Willkommen, lieben Freunde, seid herzlich willkommen! — Darf ich Ihnen behülflich sein? — Es hat geregnet, aber Sie sind wenig naß geworden. — Wie geht es dem Kleinen?“

„Danke, sehr gut. Sidsel ist bei ihm, aber wir müssen früh gehen, da sie ja auch Pflichten zu Hause hat.“

„Sprechen Sie doch nicht schon vom Fortgehen, Anna, wenn Sie eben gekommen sind.“ Sie drückte sie zärtlich auf einen Lehnstuhl nieder.

Jetzt kam auch der Rat; er war schwarz gekleidet und sah sehr feierlich aus.

Frau Agnete übernahm schnell die Vorstellung: „Das ist mein Mann, liebe Anna,“ dann wandte sie sich zu ihm: „Meine Schwägerin!“ Sie sagte nicht Deine, oder unsere.

Der Rat verneigte sich und reichte seinem Bruder die Hand. Gleich darauf wurde die Thür zum Eßzimmer geöffnet.

Frau Agnete nahm ihres Schwagers Arm, und so mußte ihr Mann die Schwägerin zu Tisch führen. Sie sah ihn ruhig mit ihren tiefen Augen an. Ihm gefiel dieser Blick nicht, aber er fand ihr Auftreten und ihre Art und Weise sich auszudrücken ganz ansprechend. Ihr Anzug, ein schwarzes Kaschmirkleid, das am Halse durch eine Granatbrosche zusammengehalten wurde, war auch nicht übel. Seine eigene Frau war ja fast ebenso dürftig gekleidet. Er meinte, sie hätte sich auch gerne etwas mehr putzen können, und weswegen war auch nur eine Sorte Wein da, warum lagen die Blumen auf dem Tische, und warum sprach Agnete so lebhaft und lachte so ungezwungen? Er fühlte sich unangenehm berührt und war sehr zurückhaltend.

Nur drei Gerichte! — Was mußten die Leute denken, und sieh, jetzt erhob sie ihr Glas; nein, er mußte ihr zuvorkommen. Seine formellen Begrüßungsworte waren wie Eis in dem guten Wein. Frau Agnete suchte durch freundliches Lächeln und Zunicken den Eindruck zu verwischen.

„Den Kaffee trinken wir bei mir," sagte sie, nachdem sie nachgesehen hatte, ob auch alles in Ordnung sei. „Das Kabinett ist mein privates Territorium."

Der Rat traute kaum seinen Augen; es war allerdings die erste Mahlzeit, die hier eingenommen wurde.

„Wie reizend ist es hier," — Frau Anna sah sich um.

„Ach ja, hübsch genug, aber nicht recht gemütlich, nicht wie bei Ihnen zu Hause. Und doch halte ich viel von dieser kleinen Stube. — Man sitzt gut auf dem Eckſofa, nicht wahr? Sie müssen neben Ihrer Frau Platz nehmen, lieber Schwager, ich werde das Einschenken besorgen."

„Aber das ist ja ganz dasselbe Tuch wie wir eins haben, Paul! Kleeblätter und Blumen."

„Ja, Mutters eigene Arbeit. — Es freut mich sehr, daß es in Ehren gehalten wird. Und dort stehen die alten Tassen, aus denen wir als Kinder Chokolade tranken. Sie wurden immer zur Weihnachtszeit und an Geburtstagen in Gebrauch genommen. Erinnerst Du Dich dessen noch, Wilhelm?"

„Ja, ich glaube mich dessen zu erinnern, aber ich kam ja von Hause fort, und dann vergißt man so etwas."

„Das Muster im Tuch tritt so deutlich hervor," fuhr Frau Anna fort, „es ist zu Hause unser Festtuch. Ich bewahre noch den Zettel auf, der daran geheftet war. „Meinem kleinen Paul," steht darauf."

„Auf dem Papier an diesem Tuche stand" — Frau Agnetens Stimme zitterte —: „Meinem Wilhelm; Mutters eigene Arbeit."

Der Rat sah verwundert auf. — Er wollte sich doch später den Zettel zeigen lassen.

„Und dort ist die Zuckerdose," des Buchhalters Augen leuchteten, „es ist hier ja ganz heimatlich. Es überrascht mich auch, daß Sie Mutters alte Brosche tragen; sie trug dieselbe jeden Tag."

„Ich werde es auch thun, sie ist so einfach und schön, und sie ist mir ihretwegen besonders lieb."

Der Rat erhob sich: „Wünschest Du eine Cigarre bei mir zu rauchen?"

„Ich danke, aber wenn Du —"

„Ich kann sie nicht gut entbehren."

„Dann gehe ich mit Dir."

Frau Agnete rief ihm nach: „Kommen Sie bald wieder, lieber Schwager.“

Wie merkwürdig! Warum sagte sie nicht: „Kommt bald wieder? Es schien ja fast, als ob sie wünschte, daß ihr Mann wegbleiben möge. Und so war es auch wohl, denn sie konnten sich nicht recht vertraulich unterhalten, wenn er zugegen war.

Die Schwägerin war rot geworden und sah traurig aus. Frau Agnete fühlte, daß ihr etwas nicht gefiel.

„Haben Sie Schwestern?“ begann sie nach einem Augenblick und nahm an Annas Seite Platz.

„Ja, eine Schwester, aber sie weilt nicht mehr hier unten. Vor vier Jahren ist sie gestorben; — ein gutes, liebenswürdiges, fünfzehnjähriges Mädchen. — Ich werde sie nie vergessen.“

„Aber denn haben Sie wohl Brüder?“

„Ja, einen lieben Bruder, aber er geht jetzt fort.“

„Weit weg?“

„Ja, nach China. — Er zieht aus als Missionar.“

„Ist es möglich! — Wie kann ihm so etwas einfallen? Können Sie es nicht verhindern?“

„Nein, nein, ich würde es auch um keinen Preis versuchen.“

„Aber warum thut er es? — Die armen Heiden werden ja nur schlimmer, wenn die Christen kommen, ihnen Branntwein geben und sie um ihre Produkte betrügen; das ist die alte Geschichte.“

„Leider! Die Namenchristen haben großen Schaden angerichtet, aber die Missionare verlangen ja weiter nichts von den Heiden, als ihnen Befreiung von der Sünde und vom Tode bringen zu dürfen.“

Frau Agnete sah sie fragend an. Welche Siegesgewißheit lag auf dem Gesichte der Schwägerin.

„Das sind Dinge, die ich nicht verstehe — oder nicht glaube. Was wissen wir davon? Wer kann das sagen?“

„Jesus hat es gesagt. — Wir wissen ja nur, was der himmlische Vater uns geoffenbaret hat. Sie glauben doch wohl an ihn?“

„Glauben? nein, aber ich will es auch nicht leugnen, daß es vielleicht einen Gott giebt, ich weiß nur nichts von ihm. — Es ist gut, daß wir darauf gekommen sind. — Verachten Sie mich?“

„Nein, wahrlich nicht, aber ich bemitleide Sie, liebe, liebe Agnete, wie Sie einen Blinden bemitleiden würden, der an dem Sonnenlicht zweifelt.“

„Und Ihr Bruder reist ganz allein hinüber,“ — sie antwortete nicht auf das, was Frau Anna sagte — „es kann das Leben kosten.“

„Ja, das kann es, aber er ist voller Hoffnung und auch bereit, das Leben für seinen Herrn zu opfern. Mein Bruder will sich an Taylor anschließen, das ist schon unter ihnen abgemacht, und er wird drüben mit Freuden erwartet. Unsere Eltern und einige Freunde — wir sind auch mit dabei — bestreiten die Reisekosten und seinen Unterhalt drüben; es ist keine große Summe.“

„Ich bin ganz erstaunt. — Wer ist denn Taylor?“

„Darf ich Ihnen einige kleine Schriften zuschicken, aus welchen Sie ihn kennen lernen können? Er ist es wert, daß man ihn kennt.“

„Danke, ich werde sie Ihres Bruders wegen lesen.“

Sie saßen eine Weile schweigend nebeneinander, dann ergriff Frau Agnete die Hand der Schwägerin.

„Ihnen mißfiel erst etwas, — ich meine, als die Herren sich entfernten — wollen Sie es leugnen?“

„Nein, — ich verstand Sie nicht. Ihr Mann empfand die Zurücksetzung. — Er leidet. Liebe Agnete, nehmen Sie sich doch in acht.“ Ihre Stimme war weich und herzlich. Frau Agnete beugte sich nieder und küßte die Hand ihrer Schwägerin, die in der ihrigen ruhte.

„Schelten Sie mich nur, ich bin niemals in meinem Leben ausgescholten worden, und es ist mir gewiß sehr gut. Wenn Sie aber doch nur „Du“ sagen wollten.“

„Ich werde es jetzt gerne thun. — Ach, es ist eine so ernste Sache, aber Du wußtest ja nicht, als Du an dem Altare knieetest, daß Du vor Gottes Angesicht das Versprechen ablegtest, Deinen Mann Dein lebelang zu lieben.“

„Sprich nicht von der Stunde; als ich ihm mein Jawort gab, versprach ich es; das andere war demütigend, ja ärgerlich. — Ich muß es Wilhelm lassen, daß er sogleich, als wir aus der Kirche kamen, sagte: „Verzeihe, aber es ließ sich ja nicht umgehen! — Du findest mich schrecklich, Anna, aber so bin ich.“

„Aber damals, als Du ihm Dein Jawort gabst, wußtest Du doch, daß es für das ganze Leben sei?“

„Ja, es ist ja auch fürs Leben.“

Frau Anna schwieg eine Weile, dann sagte sie in ihrer ruhigen, überzeugenden Weise: „Willst Du mir glauben, liebe Agnete, wenn ich sage, daß wir einen Feind haben, der stets danach trachtet, uns die Liebe, den Frieden und die Freude zu rauben. Er ist ein Künstler im Bildermalen, aber es sind Zerrbilder. Ich fürchte, daß er jetzt dabei ist und Dir das Bild Deines Mannes malt. Für Leute von

Deiner Natur malt er zum Teil wahr, das will sagen, alle Mängel sind wirklich, aber das Versöhnende, das Gute oder die Möglichkeiten zum Guten will und kann er nicht darstellen. Halte fest an der Liebe; thust Du es nicht, wird die Kluft mit jedem Tage größer werden."

Noch während sie sprach, trat der Rat in das Zimmer. Er trug eine große, flache Schachtel.

„Der Postbote brachte dies; es ist aus Paris, nach zugeschicktem Maß gearbeitet. Öffne die Schachtel, liebe Frau!"

„Nicht jetzt, — nicht heute abend."

„Nun, so laß ich sie von dem Mädchen öffnen und Dir den Inhalt bringen. — Ich sehne mich danach, daß Du die Überraschung sehen sollst."

Sie wollte ihn zurückhalten, wurde aber durch den Blick der Schwägerin daran gehindert.

„Wenn es ihm nun doch Vergnügen macht."

„Du kennst ihn nicht, — es ist ihm nicht allein darum zu thun, mich zu erfreuen, er will Dich —" Sie schwieg plötzlich, ohne den Satz zu vollenden; hinzufügen wollte sie: „Er will Dich zugleich auch demütigen."

Einen Augenblick darauf trat der Rat wieder ein, gefolgt von Karoline, welche ein rauschendes, blaßrotes, seidenes Kleid über dem Arm trug.

„Was sagst Du nun?"

„Du weißt, daß ich mich nicht auf die Hochzeit freue, also kann ich mich auch nicht über das Kleid freuen. — Aber gleichwohl, vielen Dank. Bringen Sie es fort, Karoline, verwahren Sie es."

„Dort sind auch die passenden Schuhe dazu und lange Handschuhe, ganz herrlich."

„Gut, verwahren Sie alles. — Willst Du schon gehen, Anna?“

„Ja, Paul zeigte mir die Uhr, es ist hohe Zeit. Komm bald zu uns,“ fügte sie flüsternd hinzu, „recht bald.“

„Ja, das thue ich. — Leben Sie wohl, lieber Schwager. Besten Dank, daß Sie gekommen sind.“ Sie begleitete sie bis an die Treppe.

Der Rat ging unruhig auf und nieder, als sie wieder eintrat.

„Nun, das wäre überstanden,“ sagte er.

„Für mich war es ein reicher Nachmittag.“

„Wirklich! Was habt Ihr denn gesprochen?“

„Verschiedenes. — Sie ist eine überlegene Frau, ich meine, was ihren Charakter anbetrifft. Daß ihr Bruder bald als Missionar auszieht, erzählte sie mir auch.“

„Ja, sie sind ja thöricht. Paul wartete mir mit derselben Geschichte auf. Solche überspannte Menschen! — Weißt Du, was mein Bruder mich fragte? Warum unser Diener — unser Diener! — so schwermütig aussehe. — Ob er schwermütig aussieht, kann ich nicht sagen, entgegnete ich lachend, aber daß er ein eigensinniger Bursche ist, ist mir mitunter recht ärgerlich. Er wendete ein, da der Mensch ein so gutes Gesicht habe, hätte sein verschlossenes Wesen gewiß in stillem Kummer seinen Grund. Ich ließ ihn reden, hatte aber den Ärger, daß er, während ich mit der Sendung aus Paris beschäftigt war, Jörgensen ausfragte und erfuhr, daß seine Verlobte an der Schwindsucht krank liege. Das kann ja schlimm genug für den Burschen sein, aber es war doch kein Grund, daß Paul ihm eine

Rede hielt, bis er schluchzte, und ihm dann hinterher die Hand drückte. — Die Frau ist ganz nett, wäre sie allein, hätte ich nichts dagegen, daß sie uns hin und wieder einmal besuchte, aber er — das ist rein unmöglich."

Frau Agnete antwortete hierauf nicht, sagte aber sehr lebhaft: „Ist es nicht wunderbar, daß wir diesen Menschen seit mehreren Jahren tagaus, tagein gesehen haben und seinem persönlichen Verhältnisse niemals auch nur einen Gedanken geschenkt, und Dein Bruder setzt kaum seinen Fuß in unser Haus, so giebt sich schon sein Mitgefühl zu erkennen. — Ich finde, daß es beschämend für uns ist."

„Nein, das wird immer schlimmer, wir sollen vielleicht gar von ihm lernen? Huh! Hier ist das Unheil eingekehrt mit dem Tage, da Paul zum erstenmal über die Thürschwelle trat."

„Nicht das Unheil, Wilhelm, sondern Nachdenken und Vergleichen."

„Worüber?"

„Darüber, wie man sein sollte und wie man wirklich ist."

Sie eilte fort. — Ach, wie sehnte sie sich danach, sich recht auszuweinen.

Am folgenden Tage legte Frau Agnete ihre Hand auf den Arm des Dieners.

„Ihre Verlobte ist ja so krank, Jörgensen. Es thut mir Ihretwegen sehr leid.“

Er schüttelte mutlos den Kopf: „Es muß getragen werden.“

„Ich möchte sie gerne ein wenig erquicken,“ fuhr sie mit sanfter Stimme fort, „glauben Sie nicht, daß eine Flasche Wein und etwas Himbeersaft ihr gut thun werde?“

„Danke, es ist zu spät.“

„Ach, zu spät!“

Der Diener sah auf. „Sie hat keinen Mangel gelitten,“ sagte er, „die Mädchen hier sind außerordentlich gut gewesen, haben Weintrauben und Apfelsinen für sie gekauft und ihr Blumen geschickt. Aber nun ist es wohl bald vorbei.“ — Es ging ein Zittern durch die kräftige Gestalt, aber er bezwang sich.

In diesem Augenblick kam der Rat herbei.

„Guten Morgen, meine liebe Agnete! — Nun, paßt das Kleid?“

„Welches Kleid? — Ach, das ist wahr. Ich habe es noch nicht anprobiert, Wilhelm, habe noch nicht daran gedacht.“

„Nicht, ich meinte doch, ich hätte verdient, daß Du es wenigstens anpaßtest. Es ist auch kein Spaß, wenn im letzten Augenblick noch etwas daran geändert werden soll.“

„Nein, Du hast recht, ich werde es jetzt auch anziehen.“

„Karoline, hat man Jörgensens Verlobte ganz aufgegeben?“ fragte die junge Frau, während die Jungfer vorsichtig das Kleid hervorholte.

„Das hat man schon längst, sie ist brustkrank. — An dem Tage, da Jörgensen nicht zur rechten Zeit nach Hause kam, und der Herr so böse war, weil er eine ganze Viertelstunde warten mußte, hatte sie einen heftigen Blutsturz gehabt, so daß er glaubte, es werde mit dem Tode enden."

„Warum sagte er es denn nicht?"

„Er wollte es sagen, aber der Herr befahl ihm zu schweigen, da Entschuldigungen die Sache nur verschlimmern würden." Trotz aller Selbstbeherrschung zitterte die Stimme des Mädchens.

Ein kalter Schauer ergriff Frau Agnete, und sie fragte, ob die Kranke in einem Hospital sei.

„Nein, sie ist zu Hause bei ihrer Mutter, die sich durch Silberputzen ernährt. Jörgensen hat für sie gethan, was er konnte, aber der kleine Sparpfennig, den er zurückgelegt hatte, um sich später einrichten zu können, ist auch wohl bald verbraucht. Den Sarg muß er gewiß auf Abzahlung nehmen. — Ist Ihnen unwohl?"

„Nein, durchaus nicht. — Also ihre Mutter ist arm?"

„Ja, jetzt; früher ging es ihnen ganz gut. Die Mutter ernährte sich durch ihre Arbeit, und die Tochter hatte einen festen Platz bei einer Schneiderin. Aber im letzten Jahr konnte sie nicht mehr, und wenn die Mutter wachen und Krankenpflegerin sein muß, kann sie auch nicht mehr viel ausrichten. — Wollen gnädige Frau jetzt anpassen?" —

„Warten Sie noch ein wenig! — Sehen Sie hier, wollen Sie diese Rolle der Mutter geben. Keinen Dank, es ist nichts. — Wer klopft?"

„Das bin ich," ertönte die Stimme des Rats, „ich möchte Dich gerne sehen."

„Der Herr muß noch einen Augenblick warten. Nein, wie schön es paßt und wie prachtvoll die Schleppe ist. — Soll ich die Diamantnadel holen?“

„Ach nein, nicht noch mehr. Schließen Sie auf, daß wir hiermit zu Ende kommen.“

Der Rat trat einen Schritt zurück. „Über Erwarten, muß ich sagen. Du bist blendend schön, aber ein wenig bleicher als sonst, wie es mir scheint; doch, auch das kleidet Dich.“

Sie antwortete nicht, und nachdem er einige Minuten auf einen Dank oder irgend eine Äußerung gewartet hatte, ging er mißmutig fort. Frau Agnete aber zog das Kleid schnell wieder aus; die lange Schleppe rauschte, als sie es über einen Lehnstuhl warf.

Einige Tage darauf ging die junge Frau nach Nörrebro. Sie sehnte sich danach, die Schwägerin wiederzusehen und sich aussprechen zu können. Am vorhergehenden Tage war die Hochzeit gewesen; sie fühlte sich sehr müde und angegriffen. All das leere Gerede, und ihren Mann so vergnügt wie einen Fisch im Wasser zu sehen, und das lügenhafte Lob, welches er verschwendete, anzuhören, war ihr zuwider gewesen. Vielleicht meinte er es im Augenblick so, aber häßlich war es dennoch anzuhören. Und dann das junge Paar, — er eingenommen von ihr, sie eingenommen von seiner Stellung und seinem Vermögen. Alle wußten es, und dabei doch dieses widerliche Gerede von Liebe sowohl in Prosa als in Versen. Sie war noch ganz krank davon.

Indem Frau Agnete die Treppe hinaufstieg, kam ein junger Mann herunter. Sie begegneten sich auf dem ersten Absatz, und nachdem er sie einen Augenblick angesehen,

sagte er: „Sind Sie nicht Frau Rat Lange? — Entschuldigen Sie, daß ich Sie anhalte, aber wir sehen uns vielleicht nicht wieder, und deshalb ergreife ich die Gelegenheit, Ihnen für die Liebe zu danken, welche Sie meiner Schwester erwiesen haben. Sie hat mir von Ihnen erzählt. Der Herr segne Sie!“

Sie verneigte sich. Es lag eine große Herzensgüte in dem Blick dieses Mannes, und sie wußte ja, daß er alles verließ, um seiner Überzeugung zu folgen.

Die Korridorthür war nicht verschlossen, und Frau Agnete trat in die Wohnstube ein. Als die Thür geöffnet wurde, sprang Frau Anna schnell auf; sie sah verweint aus, und die Thränen rannen ihr noch über die Wangen, obgleich sie dieselben zurückzuhalten suchte.

„Jetzt ist er gegangen, mein lieber, lieber Bruder! — Es ist gut, daß Du kommst; wir sprachen von Dir. — Hast Du ihn gesehen?“

„Ja, und ich werde ihn nie vergessen. — Weine nur, Anna, ich verstehe sehr wohl, wie entsetzlich schwer es sein muß.“

„Aber Du verstehst noch nicht, liebe Agnete, daß die Freude doch viel größer ist, als der Kummer. Und eine bessere Zukunft kann ich mir nicht denken für unser Kind dort, als auszuziehen mit der Botschaft des Friedens, gerade wie sein Onkel. — Doch, den Beruf kann sich niemand nehmen, es ist eine Gnadengabe. — Bevor mein Bruder ging, sangen wir das kleine Lied: Gottes Freunde hier auf Erden trennen nie für immer sich.“

„Das Lied kenne ich, es wurde bei dem Begräbnis meiner Mutter gesungen; ich höre noch die Melodie.“

„Wie alt warst Du, als Deine Mutter starb?“

„Sieben Jahre, denke Dir, nur sieben Jahre, und seitdem habe ich stets meinen eigenen Willen gehabt. — Ist das keine Entschuldigung?“

„Wer klagt Dich an?“

„Ich selber, ich thue den ganzen Tag weiter nichts. — Sieh doch nicht aus, als erzählte ich Dir etwas Gutes.“

„Das ist gut, ich könnte nichts Besseres hören, denn wenn wir selber die Last nicht tragen können, nehmen wir leichter unsere Zuflucht zu dem, der sie für uns tragen will.“

„Ich verstehe kein Wort von dem, was Du sagst.“

Frau Anna gab keine weitere Erklärung, sondern fragte: „Kannst Du Dich Deiner Mutter erinnern?“

„Ja, sehr deutlich. — Sie war unbeschreiblich gut und liebevoll gegen mich, aber ich mußte gehorchen, gehorchen ohne Einwendungen zu machen. Ach, ich sehe sie noch vor mir, wie sie am letzten Morgen aussah. Ihr Gesicht war sehr verändert, aber ihr Blick war womöglich noch zärtlicher als sonst.“

„Sprach sie mit Dir?“

Es währte einen Augenblick, bis eine Antwort erfolgte, und die Stimme war flüsternd, fast unhörbar. „Ja, sie bat mich, gut zu bleiben, damit wir uns wiedersehen würden. Später flüsterte sie einige Worte und einen Namen und befahl sich in seine Hände, — da waren die Augen schon gebrochen.“

„Gott sei Dank für diese schöne Erinnerung!“

„Schöne? — War es denn schön, den Todesschweiß auf ihrer Stirn zu sehen und zu fühlen, wie ihre Hand kalt und steif wurde? — Es war grauenvoll!“

„Der Tod ist stets grauenvoll, aber es ist schön, in das Leben einzugehen, und ich glaube jetzt, daß Deine Mutter es that. — Hast Du ihre Bibel?“

„Es fanden sich mehrere Andachtsbücher und auch eine Bibel.“

„Aber Du hast nicht darin gelesen?“

„Ja, in dem Jahre, als ich auf die Konfirmation vorbereitet wurde, zwang ich mich dazu, aber es waren mir dunkle Worte, und ich gab es bald auf.“

„Gingst Du zum Tisch des Herrn?“

„Zum Abendmahl? — Ja, das war wie selbstverständlich; man zog mir ein schwarzseidenes Kleid an, und als der Wagen vor der Thür hielt, fuhr ich mit den andern. Es ärgert mich noch heute, daß ich es that.“

„Du warst ja ein Kind und wußtest nicht, was Du thatst.“

„Ja, ich wußte es; ich wußte sehr gut, daß ich nicht glaubte.“

„Hast Du ein Bild von Deiner Mutter?“

„Ja, ein Gemälde in Lebensgröße aus ihrer Jugendzeit. — Aber das ist wahr,“ — sie wurde plötzlich sehr lebhaft — „ist hier nicht eine Photographie von der Mutter Deines Mannes? Ich möchte sie gerne sehen.“

„Ja, auf Pauls Schreibtisch steht ein Bild. — Wir hatten eine kleine Photographie, und nach derselben ist diese größere angefertigt. Ich werde sie holen.“

Während sie fort war, fiel Frau Agnetens Blick auf das große Bild, welches über dem Piano hing: Petrus versinkt auf dem Meere, aber zugleich streckt er die Arme nach Hülfe aus, und der Erlöser, bereit, ihm zu helfen, steht

ruhig und erhaben vor ihm. — Es war eigentlich schön! Aber was stand denn dort mit silbernen Buchstaben auf blauem Grunde über der Thür? „Dienet dem Herrn mit Freuden!“ — Wie wunderlich! Und über der andern Thür: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!“

Ihr gefiel es nicht; warum sollte es dort vor aller Augen hängen? Ihr Herz blieb kalt, aber als Frau Anna mit der Photographie kam, floß es über.

„Nein, sah sie so aus, so zart und leidend, — und welch reizendes Lächeln! — Ihre Stirn erinnert wirklich etwas an meinen Mann.“

„Ja, nicht wahr!“

Frau Agnete schwieg, sagte aber gleich darauf: „Ich möchte gerne ihr Bild haben.“

„Der Wunsch kann erfüllt werden. Paul bestellte damals zwei Photographien. Die eine hatte er seinem Bruder zugedacht, aber dann, dann — ja, Du weißt ja, wie der Empfang war, — dann bedachte er sich. — Das Bild liegt hier in der Schatulle, willst Du es haben?“

„Herzlich gerne. — Danke, Anna! Auf dem Rückwege kaufe ich einen Rahmen und stelle es dann auch auf meinen Schreibtisch. — Warum siehst Du mich so an?“

„Ich dachte, — werde nicht böse, aber Dein Ausdruck wurde so verändert, und da dachte ich, daß Du glaubtest, es werde Deinem Mann mißfallen, und daß gerade dies Dir Lust gab, es auf Deinen Tisch zu stellen.“

„So schlimm war es denn doch nicht, aber ich wünschte, er solle sehen, daß ich seine Mutter ehre. Das Bild seiner Pflegemutter habe ich aus der Wohnstube entfernen lassen.

Ich konnte diese geschminkten Wangen und das künstliche Lächeln nicht länger ansehen. — Jetzt findest Du mich wieder schrecklich!“

„Ja, weil ich annehme, daß es ihn verletzt hat. Eheleute sollten doch gut gegeneinander sein, nicht wahr, darin sind wir einig. Und er ist gut gegen Dich nach seiner Ansicht und seiner Auffassung. Aber Du bist nicht gut gegen ihn. — Ich sage es ganz offen, Agnete, Du bist nicht gut gegen ihn. Zuweilen, wenn er sprach, war Dein Ausdruck fast verächtlich, und ich glaube, er hat es gesehen.“

„Was soll ich machen? Soll ich mich vielleicht zur Lüge zwingen? — Ach, verzeihe, Anna, Du hast recht, aber ich sehe keinen Ausweg. — Nun, da ist der Kleine endlich,“ — sie atmete auf — „und noch dazu auf seinen eigenen kleinen Beinchen. Sieh, er streckt mir die Hände entgegen! Hast Du es gesehen?“

„Ja, es freut mich.“

Gleich darauf erhob Frau Agnete sich.

„Wie gerne bliebe ich noch, aber ich muß gehen,“ sagte sie, „mein Mann und ich nehmen zusammen italienische Stunden, und ich möchte ihn nicht warten lassen.“

„Nein, ja nicht. — Hier ist die kleine Lebensbeschreibung, von der ich neulich sagte, und nun mußt Du versprechen, bald wieder zu kommen.“

Der Sprachlehrer hatte schon einige Minuten gewartet, als Frau Agnete nach Hause kam. Sie eilte schnell hinein und grüßte mit einem „Entschuldigen Sie!“ Ihre Wangen waren gerötet von dem schnellen Gange; der Rat küßte ihre Hand.

„Du siehst wahrlich nicht aus, als hättest Du die halbe Nacht gewacht. — So eine Festlichkeit regt doch an.“

Wie wenig kannte er sie doch!

„Ich komme jetzt gleich,“ fuhr er fort, „ich will dem Diener nur noch einige Briefe zur Besorgung übergeben.“ Er klingelte.

Die Jungfer kam gelaufen. „Jörgensen ist gegangen,“ sagte sie, „er läßt die Herrschaft um Entschuldigung bitten, aber es kam die Meldung, daß seine Verlobte im Sterben liege und ihn zu sehen wünsche.“

Der Rat runzelte die Stirn, aber die Rätin sagte lebhaft: „Lassen Sie ihm sagen, daß er bleiben kann, solange er will. — Ach, der Arme!“

„Recht so,“ der alte Herr sah sie freundlich an, „so muß es sein; das nennt man Menschenfreundlichkeit.“

„Das geht sicher nicht tief,“ — der Rat zuckte die Achseln, — „um ein halbes Jahr hat er gewiß eine neue Liebste.“

Auf Frau Agnetens Gesicht erschien wieder der Ausdruck von Verachtung. Sie fühlte es selber und wandte sich ab.

Als die Stunde beendet und der Lehrer gegangen war, setzte der Rat sich gemächlich in den Lehnstuhl.

„Wir wollen uns ein wenig über den gestrigen Tag unterhalten,“ sagte er, „wie gefiel Dir die Braut?“

„Nicht besonders. — Wem kann wohl eine Braut gefallen, die sich des Vorteils wegen verheiratet.“

„Wie darf man sagen —“

„Du weißt es ja, Wilhelm; — laß uns doch nicht Komödie spielen!“

„Nun ja, die Liebe ist wohl auf ihrer Seite nicht besonders heiß, aber was macht denn das? Sieht man es nicht täglich, daß einige wenige Jahre die heißeste Liebe abkühlen können. — Das ist eine von den Lebenserfahrungen, und," fügte er bitter hinzu, „die traurigste von allen."

Er stand auf und verließ die Stube, Frau Agnete aber holte das Bild seiner Mutter hervor.

Ja, das war seine Stirn, nur reiner und klarer. Ach was sollte sie doch machen? Fuhr sie fort, wie sie angefangen hatte, würde sie sein und ihr Lebensglück zerstören. Was sollte sie einmal beginnen?

Einige Stunden später kam der Diener nach Hause. Er war sehr bleich und blickte vor sich nieder. Die Rätin reichte ihm schweigend die Hand.

„Sie ist gestorben und meine Zukunft mit ihr. Das Leben hat jetzt keinen Wert mehr für mich."

Der Rat, welcher über den Korridor ging, schüttelte halb teilnehmend, halb mißbilligend den Kopf.

„Gieb Jörgensen diesen Tag frei, Wilhelm! — Der arme Mensch muß doch in Ruhe trauern können. Meine Jungfer kann ja aufwarten."

„Ja, laß ihn nur gehen. Er sieht ja aus wie ein Gespenst, der arme Bursche, sein Anblick würde mir allen Appetit verderben."

Auf ihrem Gesichte erschien wieder der verächtliche Ausdruck, und sie merkte, daß er es sah. — Wie folgte er ihr nicht mit seinen Augen, während sie zwischen den Blumen umherging und die schönsten Blüten und Zweige abschnitt.

„Was machst Du?“

„Ich that nichts, als sie noch lebte — weiß auch jetzt kein tröstendes Wort zu sagen, aber Blumen kann ich doch geben.“

Der Rat blickte ihr gedankenvoll und bekümmert nach, als sie eilig die Stube verließ. Er liebte sie mehr als je, hatte aber zugleich das verzehrende Gefühl, ihr Liebe verloren zu haben.

Als die Rätin am Nachmittag allein in ihrem Zimmer saß, nahm sie das kleine Buch zur Hand, welches die Schwägerin ihr geliehen hatte. „Meiner lieben Anna von ihrem Bruder,“ stand auf dem weißen Blatt, und darüber, von derselben Hand geschrieben: „Er hat das Gefängnis gefangen geführet, und hat den Menschen Gaben gegeben.“ — Seltsame Worte, was sollten sie bedeuten?

Dann las sie die einfache Lebensbeschreibung und war erstaunt, ärgerlich und erhoben auf einmal. Es war ihr wie eine ganz neue Welt. — Und nun zog dieser begeisterte junge Mann denselben Weg, strebte demselben Ziele zu, und die Familie war hoch erfreut und opferte. Ihr wurde ganz schwindelig.

Am nächsten Tage kam die junge Frau des Forstmeisters Falk unerwartet zum Besuch. Ihr Mann hatte

Geschäfte in Kopenhagen, und sie benutzte die gute Gelegenheit und begleitete ihn. Sie und Frau Agnete waren Jugendfreundinnen gewesen, und die Bekanntschaft war aufrecht erhalten worden.

„Wie geht es, liebe Agnete? Du, die glücklichste aller Glücklichen, siehst ja ganz ernst und verzagt aus."

„Und Du siehst aus, als wären Deine Gedanken auf die verschiedensten erfreulichen Sachen gerichtet."

„Auf Kleinigkeiten, meinst Du wohl, ich kenne Dich! — Aber Du magst recht haben, für mich besteht das Leben wesentlich aus Kleinigkeiten. Ich muß für alles sorgen; Du hast alles."

„Aber Du hast drei Kinder zu Hause, Helene."

„Ja, drei liebe Kinder, die mir täglich viel Freude, aber auch manche Sorge bereiten. — Wie reizend ist es doch hier bei Dir! Fühlst Du Dein Glück?"

Frau Agnete antwortete nicht, sondern fragte: „Wie alt ist Dein jüngstes Kind?"

„Dreizehn Monate, und ein richtiger Wildfang ist er, so daß es eigentlich unverantwortlich ist, daß ich das Haus verlasse; aber ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, und die Garderobe mußte auch erneuert werden. Wir wohnen in einer geselligen Gegend, und man will doch nicht gerne hinter den andern zurückstehen."

„Lebt die alte Baronesse noch?"

„Gewiß, sie befindet sich sehr wohl. Ich fürchte aber, daß sie mich halb und halb aufgegeben hat, weil ich nur selten in ihre Missionsversammlung komme."

„Missionsversammlung, — was ist das eigentlich?"

„Ich kann es am besten als eine Arbeitsstube bezeichnen, in welcher sich Frauen jeden Alters und aller Stände wöchent-

lich einmal versammeln, um dort zu nähen, zu häkeln oder zu stricken zum Besten der Heidenmission. Die Arbeiten werden nachher durch einen Bazar verkauft, und dort will ich gerne mitwirken. Ich pflege dem Blumenverkauf vorzustehen und schaffe Geld in Menge. Aber stundenlang sitzen und nähen ist nichts für mich. Einer von den Söhnen oder der Pastor der Gemeinde liest meistens vor. Gewöhnlich sind es schreckliche Geschichten aus den Heidenländern, welche die Zuhörer zu dem größten Fleiß zu entflammen scheinen."

„Weißt Du etwas von Taylor?"

„Ich habe viel von ihm gewußt, aber es geht mir durcheinander; daß er Missionar in China ist, darf ich doch behaupten."

„Du hast die Baronesse früher stets gelobt."

„Ich lobe sie auch noch, liebe Freundin, eine bessere Frau giebt es nicht. War ich in Not, geistlich oder leiblich, so ging ich kühn zu ihr, aber deswegen brauche ich ja nicht ihre Interessen zu teilen. — Nun, da ist Dein Mann, und noch dazu mit Blumen in der Hand, also noch ein Anbeter!"

Der Rat begrüßte Frau Falk herzlich; es war selbstverständlich, daß sie den ganzen Tag bleiben mußte. Er wollte ihren Mann im Hotel aufsuchen und ihn zum Mittag einladen.

„Sie sind zu liebenswürdig; — ich fürchte, Falk hat andere Pläne."

„Aber wenn wir seine Frau haben —"

„Ja, so denken Sie, aber Falk hat seine Frau jeden Tag und muß den Schachklub und seine guten Freunde

entbehren. Ich glaube, daß seine Gedanken darauf gerichtet sind und laß ihm seine Freiheit, dem armen Mann!“ Sie lachte halb ironisch und sah sich dann im Zimmer um.

„Aber wer ist die ältere Dame, die so schwach und zart aussieht und einen so eigentümlichen und schönen Ausdruck hat? Ich sah, daß Du Rosen bei dem Bilde anbrachtest.“

„Das ist meine Schwiegermutter.“

„Nein, wirklich! Ich habe niemals von ihr reden hören.“

„Sie starb, als ich noch ein Kind war,“ erklärte der Rat, indem er sich näherte und das Bild über Frau Falks Schulter anstarrte.

„Und — nein!“ fuhr die Dame fort, „dies ist ja Fräulein Holm, das junge, musikalische Fräulein Holm, früher Erzieherin bei Pastor Möller. Kennst Du sie?“

„Ja, es ist meine Schwägerin.“

„Deine Schwägerin?“

„Die Frau von dem Bruder meines Mannes.“

„Dein Mann hat also einen Bruder! Ist er es, der hinter ihrem Stuhl steht?“

„Ja. — Sie sind erst im Frühling hierher gezogen.“

„Und Du freust Dich zu diesen Verwandten?“

„Ganz unaussprechlich.“

Frau Falk blickte sie verwundert an; so begeistert pflegte die Freundin sich sonst nicht auszusprechen.

„Haben sie mehrere Kinder?“

„Nein, nur diesen prächtigen Knaben.“

„Um den Du sie beneidest, nicht wahr? Ach, laß doch die Sehnsucht nach so einem kleinen Unruhstifter Dir nicht all Dein anderes Glück verbittern.“

„Das war ein guter Rat,“ — Herr Lange sprach sehr eifrig, — „und außerdem, Kinder können natürlich viel Freude ins Haus bringen, aber wie oft bereiten sie nicht auch den Eltern Sorge!“

„Erich, hoffe ich, wird seinem Vater ähnlich werden.“

„Ist Dein Schwager denn liebenswürdig?“

„Beide Eltern sind sehr liebenswürdig.“

„Ist er —,“ Frau Falk wollte gerne die Verhältnisse gründlich kennen lernen, „ist er ein Rechtsgelehrter?“

„Nein, er ist Buchhalter in einem Handlungscomptoir.“ Sie sagte es frei und offen, aber dem Rat stieg das Blut in die Wangen, und Frau Falk verlor plötzlich das Interesse für die jungen Leute.

„Ach so. — Und Fräulein Camilla hat nun auch Hochzeit gefeiert! So erhielt sie doch zuletzt den unermüdlichen Bewerber. Erzähle mir doch etwas von der Hochzeit!“

Der Rat war sehr bereitwillig dazu. Die Gedichte wurden besprochen und die Toaste aufgefrischt.

Am folgenden Tage traf Frau Agnete ihren Mann mit dem Bilde seiner Mutter in der Hand. Er stellte es schnell fort, als sie eintrat, nahm es aber sogleich wieder.

„Wie bist Du zu diesem Bilde gekommen?“

„Willst Du es wissen?“

„Ja, Liebste, deswegen frage ich ja.“

„Dein Bruder bestellte im Frühling zwei Bilder von dieser Größe, eins für sich und eins für Dich; als er Dich aber an dem bewußten Morgen begrüßt hatte, bedachte er sich und behielt die Photographie. — Jetzt hat seine Frau sie mir gegeben.“

„Soll das Bild hier stehen?“

„Du schämst Dich doch nicht Deiner Mutter, Wilhelm?“

„Nein, nein! — Warum sollte ich mich ihrer schämen; sie war eine Offizierswitwe. Aber es liegt etwas so Wehmütiges in diesem Gesicht, und es ist, als folgt ihr Blick einem, wo man geht und steht.“

„Dir scheint vielleicht, als habe sie ein Auge auf Dich?“

„Ja, — und auf Dich!“ Er stand auf und ging hinaus.

Frau Agnete brach in heftiges Weinen aus. „Ach ja, er hatte recht; was würde sie doch von mir denken! Es wird schlimmer und schlimmer!“

Sie ging in ihr Zimmer, öffnete den geschnitzten Bücherschrank und untersuchte die unterste Borte, wo die Bibel der Mutter und die Andachtsbücher ihren Platz hatten. Nach kurzem Bedenken nahm sie die Bibel heraus und legte sie auf den Tisch. — Sollte sie dieselbe öffnen? — Sie empfand eine wunderbare Scheu, hatte aber doch Lust, es zu thun. Die silbernen Klammern hielten anfangs sehr

fest, aber zuletzt sprangen sie doch auf, und die Bibel öffnete sich von selber.

„Wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben," waren die ersten Worte, die sie las, und diese gaben ihr genug zu denken, denn um sie war ja eitel Finsternis, und kein Ausgang war zu finden.

Sie blätterte weiter und las dann: „Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit." Die Frucht des Geistes! Ja, wenn das Ganze Wahrheit war, mußte dies alles die Frucht sein, das verstand sie. Doch was war das? Weiter hinten im Buche stand: „Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde." Die Worte waren mit einem Bleistift unterstrichen; es schien ihr, als sei es ein Gruß von der Mutter. Ach, wären es doch die Worte von der Frucht des Geistes gewesen! Aber diese?! —

„Nein, nein, ich kann nicht mehr ertragen, nicht jetzt, heute nicht!"

Am nächsten Morgen stand Frau Agnete vor dem Eckfenster und sah ihrem Manne nach, als er ins Bureau ging. Im ersten Jahre pflegte er sich stets umzudrehen und mit der Hand zu grüßen, dann ging er vergnügt

weiter. Den leichten Stock führte er mit einer gewissen Eleganz. — Anfangs machte es ihr Vergnügen, ihm nachzusehen, aber nach und nach wurden ihre Augen geöffnet, und sie sah nur seine Selbstgefälligkeit in Haltung und Gang, ja selbst in der taktmäßigen Bewegung des Stockes, und dann, ja, dann blieb sie vom Fenster fort.

Heute wandte er sich nicht um, um zu grüßen, sie pflegte dort ja niemals mehr zu stehen. Sein Gang war langsamer, das Haupt nachdenklich gesenkt. Die Hand mit dem Stock hing schlaff nieder; er war in den letzten Monaten älter geworden.

„Ach, der Arme," dachte sie, „wie soll es einmal werden? — Er hat ja nichts gethan, ich allein habe mich geirrt."

Frau Aguete öffnete ihre kleine Reiseschatulle. Dort lagen die Briefe aus ihrer kurzen Verlobungszeit; es war ein ansehnliches Packet.

Sie las einen nach dem andern. Als sie dieselben empfing, hatte sie ihn bewundert und sich in seiner Liebe gesonnt, jetzt schauderte sie fast zusammen. Wie wenig wirkliches Interesse und Verständnis vom Menschenleben fand sich doch darin. Die Satire fehlte nicht, auch waren die Briefe voll von lebensvollen Schilderungen von Zusammenkünften und Festgelagen, aber jede tiefere Empfindung mangelte denselben.

Als der Rat gegen seine Gewohnheit zum Frühstück nach Hause kam, war seine Frau noch so sehr mit dem Lesen der Briefe beschäftigt, daß sie sein Kommen nicht bemerkte. Er blieb einen Augenblick stehen, den Blick fest auf sie gerichtet. Wie vertieft war sie, und wie sorgenvoll sah sie aus.

„Was lieſt Du, Agnete? — Was für Briefe ſind das?“

Sie wurde glühend rot und legte die Hand abwehrend auf die Briefe.

„Ich will ſehen, was es iſt!“ Es blitzte in ſeinen Augen, und ſeine Stimme zitterte; ſo hatte ſie ihn noch niemals geſehen.

„Wie Du willſt.“ Sie zog die Hand zurück, und er ergriff das Packet.

„Aber das ſind ja — Was ſoll das bedeuten?“ Ein unterdrücktes Schluchzen erhob ſeine Bruſt. Sie empfand tiefes Mitleid mit ihm, aber was ſollte ſie ſagen?

Der Rat wartete einen Augenblick, ſtrich ſich dann mit der Hand über die Augen und ſagte mit gebrochener, hoffnungsloſer Stimme:

„Verſuchſt Du die zerbrochene Vaſe wieder zuſammen zu leimen? — Es nützt nichts, kann nicht halten. — Ich will dieſe Papiere verbrennen!“

„Nein, Du darfſt nicht — es ſind ja meine Briefe, Wilhelm, Du darfſt nicht!“ Ihre Stimme klang weich, und ſie nahm ihm ſanft die Briefe aus der Hand und flüſterte: „Es ſoll beſſer werden, Du mußt Geduld mit mir haben.“

„Geduld! — Klage ich über Dich?“

„Du hätteſt Grund, es zu thun, aber ich ſage noch einmal: habe Geduld! — Iſt die ſchöne Roſe für mich? Danke, ſie ſoll neben dem Bilde Deiner Mutter ſtehen.“

Das Ehepaar ſaßen ſchweigend an dem Frühſtücks-tiſche, endlich aber ſagte der Rat mit einiger Anſtrengung: „Eigentlich kam ich ſo früh nach Hauſe, um mit Dir über

unsere Sommerpläne zu sprechen. Die Villa, für welche Du im letzten Sommer schwärmtest, ist vollständig möbliert zu vermieten. Heute empfing ich von dem Besitzer derselben einen Brief. — Es ist dort sehr einsam, aber die Gegend ist ja schön."

„Einsamkeit ist in meinen Augen ein Vorzug; aber es ist so weit von hier, — ich meine Deinetwegen."

„Auf mich soll keine Rücksicht genommen werden; wünschest Du es, so miete ich."

„Aber Du kannst nicht jeden Tag hinauskommen, das ist ja unmöglich."

„Und was macht das!"

„Aber des Sonntags kannst Du doch kommen? Sonst gehe ich nicht dorthin."

„Natürlich, wenn Du es wünschest. — Wir mieten also?"

„Ja, es ist eine Wohlthat für mich; ich bedarf der Einsamkeit, nur für eine kurze Zeit, es geht wohl vorüber."

Beide schwiegen wieder eine Weile, dann fragte die Rätin in müdem Tone: „Wann wollen wir die Gesellschaft geben für Deine Cousine und ihre Familie? Du versprachst ihnen ja eine Einladung."

„Ich wollte Dich nicht belästigen, aber zurückstoßen wollte ich sie auch nicht gerne. — Eins muß ich aber doch sagen: Du mußt als Wirtin entgegenkommender sein, als Du es als Gast warst."

„Ich werde mir Mühe geben. — Wäre es nur erst gut überstanden!"

„Das wünsche ich auch. — Also anfangs Juli reist Du?"

„Ja, wenn Du meinst —"

Es war ein großes Opfer, welches ihr Mann brachte; sie wußte es und fühlte, daß sie seine Liebe doch vielleicht nicht recht erkannt hätte.

Größere Erquickung, als in solcher Einsamkeit zu leben, konnte sie sich nicht denken, aber dann, was dann?

Zur Gesellschaft für die Neuvermählten war alles schön und festlich angeordnet, und Frau Agnete war eine zuvorkommende Wirtin. Es fiel ihr nicht so schwer, als sie gefürchtet hatte. Die kalte, an Geringschätzung grenzende Überlegenheit, mit welcher sie früher die Menschen betrachtete, hatte einem herzlichen Mitleid Platz gemacht. „Arme Blinde, die an dem Sonnenlichte zweifeln," hatte die Schwägerin nicht so gesagt? — Die Stimmung bei Tische war nicht besonders lebhaft, aber es wurde doch sehr verständig gesprochen. Des Rats Begrüßungsrede hatte auch einen ehrlichen Klang, keine lügenhaften Redensarten von Liebe und Glück. Aber dennoch war Frau Agnete am Abend sehr müde und abgespannt. —

Am folgenden Tage eilte sie hinaus nach Nörrebro. Sie war seit einigen Wochen nicht dort gewesen und sehnte sich nach der Schwägerin.

Sidsel schloß auf, und Erich trottete ihr jubelnd entgegen.

„Ist die Frau zu Hause?"

„Sie ist unten in der andern Etage.“ Sidsel sprach in gedämpftem Tone und sah sehr feierlich aus. „Es ist gut, daß Sie kommen,“ fuhr sie dann fort, indem sie der Rätin die Umhüllung abnahm, „denn es ist eine so ernste Stunde. Die Frau des Ingenieurs soll operiert werden — es ist ein gefährliches Geschwür im Halse — und da schickte sie zu unserer Frau; war das nicht reizend? — Aber nun müssen wir auch für sie beten, sie selber kennt vielleicht diesen Weg nicht. — Da ist der Wagen des Doktors! — Es muß also sein.“

Sidsel sank auf die Kniee und betete zum Herrn für die Kranke, bat um Heilung für den Leib, um Erlösung und Frieden für die Seele. — Es waren einfache Worte, aber sie kamen von Herzen; Frau Agnete fühlte es und horchte verwundert. Erich kletterte jetzt auf ihren Schoß, plapperte und lachte. Sie konnte aber nicht wie sonst mit ihm spielen, sondern ermahnte ihn liebevoll zur Ruhe und saß still und gespannt da. Sidsel besorgte ruhig ihre Arbeit, aber aus ihrem Herzen stiegen fortwährend Gebete für die Kranke zum Herrn empor. Endlich wurde die Thür geöffnet, und Frau Anna trat ein. Sie war bleich, aber ihr Gesicht strahlte.

„Gott sei Dank!“ sagte sie.

„Ging es gut?“

„Ja, über Erwarten. — Ach, Du bist hier, liebe Agnete, das ist ja herrlich! — Sidsel, kommen Sie einen Augenblick.“

Frau Agnete blieb allein. Sie dankten gewiß, aber sie hatte ja nicht mit gebetet, konnte also auch nicht danken. Die besten Wünsche hatte sie freilich für die Kranke, aber

was bedeuteten ihre ohnmächtigen Wünsche? — Sie wurde von einer Sehnsucht ergriffen, die sie selber nicht verstand.

„Liebste Agnete," — die Schwägerin nahm sie in ihre Arme, — „ist es nicht wunderbar? Der Arzt befürchtete das Schlimmste, und doch ging alles so gut. — Ja, der Herr erhört wahrhaftig die Gebete seiner Kinder. Und, denke Dir, sie bat mich, die Nacht bei ihr zu wachen, und sie hielt die ganze Zeit meine Hand in der ihrigen, und ich bin überzeugt, daß sie selber betete. — Gottes Erbarmen hat kein Ende!"

„Setze Dich hierher, liebe Agnete," sagte sie einen Augenblick darauf, „Du mußt alles hören. — Weißt Du, warum sie mich rufen ließen? Weil sie uns des Morgens und des Abends hatten singen hören und dachten, wir würden ihnen wohl helfen. Der Ingenieur sagte es, als er bleich und verstört heraufkam, um mich zu holen. Sie wußten also, daß wir uns zum Herrn halten und faßten daher Vertrauen zu uns. — Ja, der Herr erhört Gebete," flüsterte sie. „Schon am ersten Tage baten wir ihn, daß sein Licht möge Eingang finden in die Herzen hier im Hause. — Versuche doch zu beten, Agnete, versuche es doch!"

Frau Agnete schüttelte mutlos den Kopf.

„Glaubst Du nicht, daß Du es kannst? — Nun, denn, so seufze nur; das thust Du, ich weiß es. Der Herr hört auch das Seufzen, wie er alle Gebete erhört, die für Dich und Deinen Mann hinaufgesandt werden. — Ob er auch den Weg des Gebets ganz verlassen hat?"

„Wilhelm betet jeden Abend sein Vaterunser. Man schläft besser, wenn man es thut, sagt er." Ihre Stimme

klang scharf, es war, als käme das Kalte und Harte in ihrem Herzen wieder zum Vorschein.

Ein Schatten legte sich auf Frau Annas Gesicht, doch nur für einen Augenblick.

„So möge der Herr seinen Worten Leben geben," sagte sie, „der Kummer wird ihn schon beten lehren, hat es ihn vielleicht schon gelehrt."

„Der Kummer? — Du bist sehr aufrichtig, Anna."

„Ja, weil ich Euch beide lieb habe."

„Auch ihn?"

„Ja, auch ihn. — Aber sieh doch nicht so traurig aus, liebe Agnete! Mein Herz ist voll Freude und Dank. Du mußt mein Glück teilen. Hörtest Du, daß sie mich gebeten hat, bei ihr zu wachen?"

„Ja, aber kann Erich Dich entbehren."

„Erich ist gut aufgehoben, wenn sein Vater bei ihm ist. Er pflegt übrigens die ganze Nacht zu schlafen. — Wie wird Paul sich freuen, wenn er hört, was hier geschehen ist, und daß alles gut ging. — Ja, jetzt laufe ich wieder hinunter." —

Indem Frau Agnete ging, fiel ihr Blick auf die Inschrift über der Thür: „Dienet dem Herrn mit Freuden!" — Jetzt verstand sie die Worte besser.

Sonnig und schön brach der erste Juli an. Die Koffer waren gepackt, und der Wagen wartete vor dem Hause. Frau Agnete legte sorgsam das Bild ihrer Schwiegermutter und das der Schwägerin in ihre Handtasche und machte sich dann zur Abfahrt bereit. Der Rat stand mit einem duftenden Rosenbouquet im Vorzimmer.

„Wirf es fort, wenn es Dir lästig wird," sagte er.

„Wie kannst Du das glauben? — Ich hoffe, die Rosen werden sich bis Sonntag halten. — Du kommst ja Sonntag?"

Sie saßen jetzt im Wagen. — Wie ernst sah er doch aus.

„Du sollst nicht schreiben, wenn es Dir lästig ist," sagte er, „fehlt Dir aber etwas, es möge sein, was es wolle, so mußt Du versprechen, es zu verlangen."

„Danke, Wilhelm."

„Und wenn Du," — er sprach mit Überwindung, — „einen Besuch von der Frau meines Bruders und dem Kinde wünschen solltest, so weißt Du, daß ich Dir jede Aufmunterung gönne, auch diese."

„Danke, aber ich sehne mich ja gerade nach der Einsamkeit."

Er nickte erleichtert. Sie wünschte also wirklich die Einsamkeit, nicht nur Befreiung von seiner Gesellschaft.

Jetzt saß sie im Coupé; der Diener reichte der Jungfer das Plaid, den Handkoffer und den Gepäckschein und entfernte sich dann mit einer Verneigung. Die Rätin betrachtete teilnehmend sein sorgenvolles Gesicht, aber sah ihr Mann nicht noch sorgenvoller aus?

„Lebe wohl, Wilhelm! — Ich habe mich noch gar nicht von Dir verabschiedet —" sie streckte die Hand hinaus, aber

der Zug setzte sich schon in Bewegung. Dann zog sie das Taschentuch hervor und winkte einen Abschiedsgruß.

Der Rat stand mit entblößtem Haupte, bis er den Zug nicht mehr sehen konnte; dann setzte er den Hut wieder auf und ging langsam seiner leeren Wohnung zu.

Es war eine Fahrt von zwei Stunden bis zum „Waldversteck," der hübschen, kleinen Villa, wo Frau Agnete den Sommer zubringen sollte. Der Rat hatte einen Wagen bestellt, der sie von der Station abholte. Die Heuernte war in vollem Gange und die Luft mit gewürzigem Dufte angefüllt. Weiterhin wogten die reichen Kornfelder, und die Lerchen stiegen jubelnd in die Luft empor. Auf den Mooren arbeiteten sowohl Männer als Frauen. Barfüßige Kinder schichteten den Torf auf; sie hatten es sehr eilig. — Nein, wie kühl und erfrischend war es doch im Walde — und der Kuckuck rief sogar noch!

„Was meinen Sie, Karoline?"

Aber die Jungfer saß nickend über der Reisetasche. Sie hatte bis spät in die Nacht geplättet und war sehr früh wieder aufgestanden, es war daher nicht zu verwundern, daß sie schlief. —

„So, hier ist es!" Frau Agnete zögerte einen Augenblick, bevor sie den Schlüssel in die abgeschlossene Thür steckte und eintrat.

Der Besitzer war zur Kur in einen ausländischen Badeort gereist, und da seine Frau und Tochter ihn begleiteten, so hatte er die Villa vermietet. Alles war so ländlich, freundlich und behaglich. „Möchten die Leute fröhlich wieder einziehen," war der erste Gedanke der jungen Frau.

Die Jungfer schüttelte den Kopf. „Hier ist es entsetzlich einsam," sagte sie, „glauben gnädige Frau wirklich, es hier auf die Dauer aushalten zu können?"

„Ich bedarf gerade der Einsamkeit, und Sie, hoffe ich, werden hier schon Freunde finden; Sie haben übrigens ja auch viel zu thun, wenn Sie alles allein besorgen sollen." Ihre Stimme war milde und freundlich.

„Öffnen Sie jetzt die Fenster," fuhr sie dann fort. — „Oh, das ist wohlthuend! Jetzt müssen Sie zunächst nach dem Bauernhofe gehen, der ganz in der Nähe liegt. Sagen Sie, daß wir angekommen sind, und bestellen Sie einen Knaben, der uns den Proviantkasten und den Sack mit den Betten heraufbringen kann. Machen Sie es auch zugleich ab, daß uns Milch und Butter für unsere kleine Haushaltung geliefert wird. — Gehen Sie nur, ich kann mir gut allein helfen."

Als Frau Agnete allein war, ging sie hinaus und sah sich draußen um.

Hier war es, gerade hier! Ihre Gedanken eilten zurück nach jenem schönen Sommertage im verflossenen Jahr, da sie und ihr Mann, als sie zum Besuch auf einem Hofe waren, aufs Geradewohl einen langen Spazierritt unternahmen und zuletzt hierher gelangten.

„Wie gerne möchte ich hier eine Zeitlang wohnen," hatte sie gesagt, und sogleich sprang er vom Pferde, klopfte an

und fragte, ob das Haus zu verkaufen oder zu vermieten sei. Nicht in diesem Jahre, hatte man ihm geantwortet, aber vielleicht später einmal. Dann gab der Rat seine Adresse ab, und sie ritten fort, nachdem sie sich noch einmal umgesehen hatten.

Frau Agnete schien dies schon sehr lange her zu sein, sie kam sich wie eine ganz andere vor, — aber tauschen mit damals, nein, nein!

Wie schattig und verlockend sah der Steig im Walde aus! Ja, hier konnte man allein sein, lesen und denken, denken ohne Unterbrechung.

Die junge Frau machte sich in der Stube zu schaffen, stellte die Photographien auf den Schreibtisch und die Rosen daneben. — Wie sehr glich er doch seiner Mutter! Es war nicht nur die Stirn allein, sondern auch der Zug um den Mund.

Es währte nicht lange, bis die Jungfer auf einem Arbeitswagen gefahren kam. Es waren also so viele Sachen, daß eine Karre sie nicht alle fassen konnte. Das Mädchen sah ganz vergnügt aus. Der Hofeigentümer Jens Hansen fuhr selber. Es war ein großer, breitschulteriger Mann mit blondem Haar und wohlwollendem Gesichte.

„Können wir der gnädigen Frau dienen," sagte er, „so sagen Sie es nur. Ich bekam gestern einen Brief von dem Herrn Rat, in welchem er mich bat, in jeder Weise für die gnädige Frau zu sorgen. Er sandte Geld im voraus für die Fuhren und was sonst vorkommen möchte. Es ist ihm am liebsten, wenn der Wagen jeden Nachmittag vor der Thür hält, und ich kann nun auch bald nach der Heuernte die Pferde entbehren, bis das Korn reif ist. Wir haben keinen Landauer, aber einen schönen Jagdwagen."

„Danke, ich gehe am liebsten, aber es könnte ja doch einmal sein. Ich danke Ihnen!“

Als Jens Hansen fort war, kam die Jungfer herein.

„Diese Erdbeeren, gnädige Frau! — Der Herr hat einen solchen Korb voll für jeden Tag bestellt, und grüne Erbsen, von den Hühnern und Tauben gar nicht zu reden. Fürsorglich ist der Herr, das muß man sagen. Noch diesen Morgen trug er mir auf, dafür zu sorgen, daß die gnädige Frau nicht das große Schlafzimmer bekäme, in dem der Kranke gelegen hat, sondern das Zimmer des Fräuleins. Er bat mich auch, in jeder Weise sorgsam und aufmerksam zu sein und drückte mir zwei Zehnmarkstücke in die Hand, aber das verletzte mich doch, weil es ja meine Pflicht ist, und was ich mehr thue, als die Pflicht mir gebietet, thue ich nicht für Geld. — Verstehen gnädige Frau mich?“

„Ja, sehr gut.“

„Ich glaube es auch. — In der letzten Zeit habe ich gemerkt, daß gnädige Frau anfangen, mich kennen zu lernen.“

„Hier ist eine Kiste mit neuen Büchern,“ fuhr sie fort, „sowohl eingebundene als uneingebundene, ich sollte sie auf den Tisch legen. Der Herr hat wirklich für alles gesorgt.“

Ja, das hatte er; sie sah es.

Die Aussicht aus dem kleinen Zimmer oben war entzückend. Ein Bach schlängelte sich durch die Felder, das Auge konnte ihn bis an den Strand verfolgen. Aus dem Eckfenster, welches dem Walde zugekehrt war, sah man gerade auf die hellen Kronen der Buchen. Es standen nicht viele Möbel im Zimmer, aber alles war sauber und zierlich. Der Nähtisch stand am Fenster, und der Schreib-

tisch hatte einen hellen und behaglichen Platz. Eine große Lithographie hing über demselben: der Erlöser auf den Knieen, ganz allein. Sie hatte das Bild niemals vorher gesehen, und sie fühlte sich seltsam davon ergriffen. So großes Leiden, und doch einen so vollkommenen Frieden. — War es auch ihretwegen, daß diese Hände sich zum Gebet falteten?

„Versuche zu beten!“ hatte die Schwägerin gesagt. Die Worte kamen wieder und wieder, und die Sehnsucht wuchs. Noch hatte sie es nicht gewagt, sie fühlte sich so weit, weit von Gott entfernt. — Aber die Engel im Himmel freuten sich, denn sie wußten, daß ihr ganzes Seelenleben in dieser Zeit ein Ausstrecken der Arme nach Gott war.

Des Nachmittags ging Frau Agnete den Waldweg hinunter, sie wollte sehen, wohin er führte. Die Rosen blühten, die wilden Erdbeeren röteten sich und dufteten. Plötzlich wurde es heller, der Wald lichtete sich und dann kam der Ausgang, der durch eine niedrige Lattenthür verschlossen werden konnte. Der Steig setzte sich durch das Roggenfeld fort; zur Linken sah man eine kleine Kirche, umgeben von einem schattigen Kirchhofe. Mehrere Höfe und kleine Häuser lagen in der Nähe, aber sie mußte weiter. — Noch ein Gehölz, meistens Tannen und Fichten; Moos und Epheu bedeckte den Boden, dazwischen sah man Blaubeersträucher und Heidekraut; bergauf, bergab ging es. Der Steig mündete in einen sandigen Landweg mit tiefen Wagenspuren; der Strand lag dicht vor ihr.

Frau Agnete fand bald einen Platz, wo sie zugleich Schutz und eine freie Aussicht über das Wasser hatte. Baumwurzeln bildeten den Sitz und der Abhang des

Hügels die Rücklehne. Die Wellen plätscherten, und die weißen Möven kreisten über dem Wasser. Ihre Flügel glänzten wie Silber in dem hellen Sonnenschein.

Hier war sie allein, — und was nun, ja, was nun?

Die junge Frau brach in heftiges Weinen aus und sank dann auf ihre Kniee. „Ich möchte mir so gerne helfen lassen!“ Das war ihr erstes Gebet.

Sonntag morgen kam die Jungfer in die Gartenstube und sagte schüchtern, halb verschämt: „Gnädige Frau müssen nein sagen, wenn es Ihnen nicht gefällt, daß ich gehe, aber Jens Hansen's baten mich, mit ihnen zur Kirche zu kommen, und da wir fahren werden, kann ich zur Frühstückszeit wieder zu Hause sein. — Hier ist es freilich sehr einsam —“ fügte sie bedenklich hinzu.

„Ich fürchte mich durchaus nicht. — Gehen Sie nur. — Ist der Postbote hier gewesen?“

„Ja, er hat die Zeitungen gebracht.“

„Keine Briefe?“

„Nein.“

Die Zeitungen wurden jeden Tag geschickt, und die Aufschriften waren von ihm, aber einen Brief hatte sie noch nicht bekommen. Doch, sie hatte ja auch nicht geschrieben, nicht ein Wort, nicht einen Dank nach Hause gesandt.

Ja, hier war es einsam! Als Karolinens Tritte verhallt waren, fühlte sie es recht. Aber der Hof lag so nahe, und warum sollte sie sich auch fürchten?

Jetzt läuteten die Kirchenglocken, sie konnte die einzelnen Schläge genau unterscheiden.

Weshalb hatte die Jungfer sie nicht gefragt, ob sie Lust hätte mitzukommen, oder war ihr Zögern vielleicht eine halbe Frage gewesen? Nein, das Mädchen kannte sie ja, und würde auch Abschlag bekommen haben.

Nun schwiegen die Glocken. Sollte sie an den Strand gehen? — Nein, nicht gleich, lieber ein wenig lesen.

Frau Agnete wünschte den Text des Tages zu kennen, wußte aber keinen Rat. Und doch, er mußte wohl im Gesangbuche stehen. Aber welcher Sonntag war es? Sie blätterte hin und her. Ah, hier stand Pfingsten, so mußte sie es ja nachzählen können — also der fünfte Sonntag.

Frau Agnete las die Epistel: „— — und wisset, daß ihr dazu berufen seid, daß ihr den Segen beerbet." Sonderbare Worte! — Und dann das Evangelium: Petri Fischzug.

Die Pforte zum Vorgarten wurde geöffnet, ohne daß sie es bemerkte, und ein Mann mit einer Drehorgel auf dem Rücken näherte sich. Als die schneidenden Töne des Instruments plötzlich die Stille unterbrachen, fuhr die Rätin auf. Was war das? — Ach, jetzt sah sie es, ein alter Mann stand draußen und drehte unregelmäßig mit der rechten Hand; daß der linke Ärmel schlaff herunter hing, bemerkte sie sogleich. — Es war ein lustiger Tanz, den er spielte.

„Ach, hören Sie auf. Sie dürfen nicht länger spielen! Hier, nehmen Sie dies."

„Danke bestens. — Feine Leute bezahlen, damit man aufhören soll, kleine Leute, um noch mehr zu hören. Nun, jeder nach seinem Geschmack.“ Der Mann trocknete die Stirn mit dem Rocksärmel, seufzte und schickte sich an, die Drehorgel wieder auf den Rücken zu nehmen. Es war ein eigener Griff und nicht ganz leicht mit dem einen Arm.

„Warten Sie ein wenig, — Sie sind müde?“

„Ja, gute Dame; ich habe einen langen Weg hinter mir und noch einen langen Weg vor mir, und es ist sehr heiß auf der Landstraße. Wir dürfen ja den Steig durch den Wald nicht benutzen; es ist hart, aber das Gesetz verbietet es.“

Sind Sie nicht hungrig? — Ich werde Ihnen eine Erfrischung holen.“

„Danke. — Darf ich hier auf der Thürschwelle sitzen?“

„Gerne, ich komme sogleich.“

Es waren gute Sachen in der Speisekammer, und das Frühstück stand schon bereit. Zum erstenmal in ihrem Leben strich die Rätin Butterbrot für einen armen, hungrigen Menschen.

Wie ihm das schmeckte! Die Milch glitt auch hinunter; es war zwar nicht sein Lieblingsgetränk, aber sie löschte den Durst, und er hätte sich ja schämen müssen, wenn er sie verschmäht hätte.

„Jetzt danke ich vielmals! — Als ich zuletzt hier war, kam ein junges Fräulein und gab mir Bier und Weißbrot. Ihr Vater war krank, deshalb durfte ich nicht spielen. — Ist er gestorben?“

„Nein, aber verreist, ich hoffe, daß er gesund zurückkehrt.“

„Ach, ja. — Es schienen gute Leute zu sein.“

„Wo haben Sie den Arm verloren?“

„Die Mühle ergriff mich, und der Arm blieb hängen. Es sind jetzt zwölf Jahre her, aber Frau und Kinder müssen darunter leiden. Ja, jetzt muß ich sehen, daß ich weiter komme.“

„Hier sind noch einige Erdbeeren. — Bleiben Sie nur sitzen.“

„Erdbeeren!“ Der Mann lachte, seine matten Augen sahen wohlwollend zu ihr auf, wie man ein Kind ansieht. „Also ich soll Erdbeeren haben!“

„Nun, leben Sie wohl, und nochmals besten Dank. — Es ist lange her, seit Ole Madsen solche Herrlichkeiten gekostet hat.“

„Darf ich Ihnen behülflich sein? — So.“

Wo der Weg sich drehte, wandte er sich um und nickte, aber die Rätin stand mit geneigtem Kopf. Sie fühlte sich so schuldig; die liebeleere Vergangenheit lag drückend auf ihrer Brust, und sie sehnte sich danach, die Last der Leidenden zu erleichtern.

„Ist hier jemand gewesen?“ fragte die Jungfer.

„Nur ein Leierkastenmann.“

„Ich dachte es mir wohl, daß er hier gewesen sei; wir begegneten ihm bei der Mühle. — War es recht gethan

von der gnädigen Frau, ihn zu bewirten? Daß Sie es gethan haben, kann ich sehen. — Es ist nur gut, daß wir des Nachts Wache haben."

„Des Nachts Wache?"

„Wissen gnädige Frau das nicht? — Ja, ein Knecht kommt jeden Abend von dem Hofe und liegt mit dem großen, schwarzen Pudel in dem Lusthäuschen. Das hat der Herr auch angeordnet. Erst kam es mir unheimlich vor, als er mit der Büchse und dem Hunde ankam, aber jetzt bin ich froh darüber. Gegen fünf Uhr morgens geht er wieder fort."

„War es schön in der Kirche?"

„Ja," das Mädchen nickte wiederholt mit dem Kopfe und sagte leise: „Drinnen in der Stadt vergißt man ganz, daß es einen Gott giebt. Ich bin in den letzten Jahren gar nicht in der Kirche gewesen und sehnte mich auch nicht dorthin, aber als Jörgensens Verlobte krank lag, war es, als ob eine innere Stimme mich mahnte, und als ich dann mit bei der Beerdigung war, war es, als ob ich erwachte — ich sah ein, daß es übel mit mir stand."

„Wir haben wohl mehr Schuld als Sie, Karoline!"

„Nein, nein, wer selber nichts hat, kann ja andern nicht helfen. Aber auf der ersten Stelle, wo ich diente, gingen Herr und Frau zur Kirche, und wir waren nur Maschinen für sie. Gerade, wenn die Frau aus der Kirche kam, war ihr stets etwas im Wege, obwohl wir Mädchen uns alle Mühe gaben. — Wissen gnädige Frau, daß der Buchhalter bei der Beerdigung zugegen war?"

„Nein."

„Ja, denken Sie nur, den Tag, als der Buchhalter bei der Herrschaft speiste, hatte er mit Jörgensen gesprochen

und ihm seine Adresse gegeben, und als seine Verlobte dann gestorben war, ging er in seinem Kummer dorthin. Die Frau schickte auch einen Kranz, aber Jörgensen freute sich doch am meisten über die Blumen der gnädigen Frau, weil, wie er sagte, sie geweint habe, als sie ihm dieselben gab."

„Ist er später bei meinem Schwager gewesen?"

„Ja, einmal, und dann brachte der Buchhalter ihn in einen Verein für junge Leute, und dorthin geht er jetzt, wenn er frei hat. Sie singen dort so schön, sagt er."

„Also mein Schwager hat ihn nicht vergessen, das freut mich."

Als die Rätin am nächsten Tage von ihrem Morgenspaziergange zurückkehrte, sah sie, daß die Thür zu der kleinen Kirche offen stand, und sie bekam Lust, dieselbe inwendig zu besehen. Die Kirche war jedoch nicht leer, wie sie vorausgesetzt hatte, und wenn ein alter Mann mit einem Krückstock ihr nicht zugenickt und ohne weiteres einen Platz an seiner Seite angewiesen hätte, so wäre sie wieder gegangen. Aber nun saß sie da und sah in das ledergebundene Gesangbuch des Alten, während jugendliche Stimmen sangen: „In dieser Morgenstund' will ich dich loben."

Was ging hier vor? — Zwei Reihen halberwachsene Kinder, Knaben und Mädchen, saßen auf den Bänken; es mußten wohl Konfirmanden sein, die vorbereitet wurden.

Der Pastor ließ den Blick über die Kinder gleiten, stand einen Augenblick still und sagte dann: „Laßt uns beten!“

Der alte Mann faltete seine Hände und neigte sein weißes Haupt, sie aber horchte gespannt.

Dann begann das Verhören. Es war ihr fast alles neu, und sie bedurfte der Erklärung ebenso sehr wie die Kinder, wenn nicht noch mehr. Wenn ein Kind gefragt wurde, dachte sie darüber nach, was sie selber geantwortet haben würde. Ein kleiner unbeholfener Bursche mit braunroten Wangen und klaren, treuherzigen Augen, der seine Antwort stoßweise herstammelte, wurde von dem Pastor aufgemuntert mit den Worten: „Richtig, Johannes, ich merke, daß Du des Herrn Gedanken begriffen hast.“ Später kam die Reihe an ein großes Mädchen, welches alles wörtlich und ohne Aufhören herplapperte. „Halt, halt! — Was ist damit gemeint? Sage es mir; — oder soll ich es Dir sagen, das ist vielleicht ebenso gut.“ Seine Stimme klang so freundlich, und sein ganzes Wesen trug das Gepräge strenger Wahrhaftigkeit.

Frau Agnete merkte sich den biblischen Abschnitt, der in der folgenden Unterrichtsstunde durchgenommen werden sollte, und die Nummer des Liedes, welches auswendig zu lernen war.

Nun gingen sie alle, der Pastor zuletzt. Sie drückte sich fest in die Ecke hinein.

Wie seltsam war es, hier ganz allein zu sein! Dort war die Kanzel und der Altar, kein Altarbild, aber ein großes Kruzifix.

Hierher wollte sie gehen, hören und lernen. Dies war, was sie bedurfte.

Als Frau Agnete am folgenden Tage auf dem Wege zum Strande war, wurde sie von einem Gewitter überrascht. Der Regen strömte hernieder, und sie eilte dem nächsten Hause zu. Hinter den grünlichen Fensterscheiben bemerkte sie eine Glaskruke mit Zucker, einige trockene Semmel und Kringel, und auf der andern Seite einige Briefe mit Stecknadeln und Garnrollen. Eine kleine Glocke ertönte, als sie die Thür öffnete.

Es war ziemlich dunkel im Zimmer, und die Luft war schwül und drückend. Eine alte, reinlich gekleidete Frau saß am Fenster und stopfte Strümpfe, ein junger Mensch stand an einem Rahmen und flocht Matten. Er war bleich und mager und sah etwas gedrückt aus.

„Entschuldigen Sie!“ — die Rätin grüßte freundlich — „darf ich hier einen Augenblick verweilen, bis der Regen vorüber ist?“

„Gerne,“ die alte Frau deutete auf einen Stuhl. „Bürste ihn ab, Peter! — Na, sei doch nicht so ungeschickt, Junge.“

Der bleiche Bursche rückte den Stuhl vor, nachdem er ihm einige Schläge gegeben und ihn mit der flachen Hand abgewischt hatte. Die junge Frau nahm unterdessen die Matten in Augenschein.

„Das ist gute Arbeit,“ sagte sie ermunternd, „ein dichtes, schönes Geflecht. Was kostet eine solche Matte?“

„Es kommt auf die Größe an; eine Mark ist nicht zu viel für diese.“ Er sah sie fest an mit seinen schwermütigen Augen.

„Ich möchte gerne drei haben, wie diese hier.“

„Drei? — Ja, ich habe freilich nur zwei fertig, werde aber die dritte sogleich in Angriff nehmen. — Nun, Großmutter, jetzt seht Ihr, daß es kein dummer Streich war, sie feiner zu arbeiten.“

Die Alte schüttelte abweisend den Kopf; das ging ja niemanden etwas an, was sie in einem Augenblick des Mißmutes gesagt hatte.

„Darf ich Ihren Umhang etwas abschütteln?“ sagte sie.

„Es war nur gut, daß Sie herein kamen, denn jetzt gießt es wirklich. — Nun, das ist Geld genug für die Matten, aber Sie dürfen die dritte nicht bezahlen, bevor sie dieselbe bekommen haben.“

Sie nahm die zwei Mark, welche Frau Agnete auf den Tisch gelegt hatte, und schob die dritte zurück.

„Behalten Sie das Geld nur, und dann bringen Sie mir alle drei Matten auf einmal. Bevor wir reisen, bestelle ich wahrscheinlich noch einige.“

Peter sah auf. „Ich danke Ihnen, das wird mich freuen.“

„Sie wohnen bei Ihrer Großmutter?“

„Ja, jetzt, aber früher habe ich gedient.“

Die Alte trat näher und sagte: „Als er klein war, hatte ich ihn auch; seine Mutter starb und sein Vater verheiratete sich wieder, und so war für Peter kein Platz im Hause; aber Großmutter hatte Platz, und so kam er zu mir. Als er konfirmiert wurde, glaubte ich, das Schlimmste sei überstanden, aber es sollte erst angehen.“

Peter seufzte und murmelte: „Ja, so hatten wir es uns nicht gedacht.“

„Nein, damals that er groß, der arme Junge, nun wollte er es Großmutter vergelten, was sie an ihm gethan, aber es kam anders.“

„Sind Sie lange krank gewesen?“

„Es ist gut ein Jahr her, daß ich mich beim Heben versah. Es sei meine eigene Schuld, sagten sie, und es mag auch gerne sein, daß ich verkehrt anfaßte. Einige Monate ging es noch, aber dann konnte ich nicht mehr, und sie brachten mich ins Krankenhaus. Als ich wieder heraus-kam, war ich wie jetzt, und so kann es noch einige Jahre gehen, wenn ich vorsichtig bin, meinte der Arzt, aber das Ende kann auch früher kommen, und ich denke, daß es kommen wird. — Ich weiß, was Sie sagen wollen, daß es Gottes Wille ist, und daß seine Liebe es uns geschickt hat, und das mag ja auch sehr wahr sein, aber es ist dennoch schwer für einen jungen Menschen. — Die andern dienen jetzt ihre Wehrpflicht ab, und ich sitze hier.“

„Ich bedaure Sie wirklich,“ sagte sie freundlich.

Peter sah sie mit seinen dunklen Augen durchdringend an, dann fuhr er flüsternd fort: „Wenn so ein junger Mensch hinauskommt, sieht und hört er viel Böses, und zuletzt ist man mitten darin. Meinen ersten Schnaps gossen die Knechte mir in den Mund, obgleich ich schrie und mich wehrte; aber später schmeckte er mir. Vielleicht war es zur rechten Zeit, daß ich aus dem Getümmel ab-gerufen wurde, aber noch kann ich nicht dafür danken.“

„Was ist das?“ — Großmutter kam näher heran — „klagt er? Hat sich der Stich wieder eingestellt?“

„Nein, Großmutter, nein.“

„Nun, das ist nur gut. — Wenn er sich nur etwas beschäftigen kann, und ich besorge das Flicken und Waschen für die Knechte in der Umgegend, so geht es. — Der Handel bringt ja auch seinen Groschen. Hier ist wohl nichts, was Sie gebrauchen könnten?"

Doch, es war etwas da. Frau Agnete machte einen großartigen Einkauf.

„Haben Sie Appetit?" fragte sie dann, indem sie freundlich ihre Hand auf den Arm des jungen Mannes legte. Die Großmutter ließ ihn jedoch nicht zu Worte kommen.

„Das will ich meinen," sagte sie eifrig, „aber wählerisch ist er — ja, Peter, das bist Du. Der Pastor sagt, daß es in der Krankheit liegt, und darum schickt seine Frau einen Tag um den andern Mittagsessen."

Auf dem kleinen Eckschrank lagen einige Zeitungen und Bücher. „Lesen Sie gern?" fragte Frau Agnete.

„Ich habe es gerne, wenn jemand vorliest, und Großmutter liebt es auch. — Hier liegt die Bibel, wenn Sie so freundlich sein wollen —?"

Die Bibel! — Sie bedachte sich einen Augenblick.

„Wünschen Sie etwas Bestimmtes zu hören?"

„Nein, es ist alles gut."

Sie blätterte hin und her. Ach, wie wenig fühlte sie sich in diesem Buche heimisch. — Aber was war das? Hier stand 1. Korinther 7, 16: „Was weißt du aber, du Weib, ob du den Mann werdest selig machen? Oder du Mann, was weißt du, ob du das Weib werdest selig machen?" — Sie merkte sich die Stelle und schlug dann das 20. Kapitel im Matthäus auf, die Lektion der Konfirmanden für den nächsten Tag.

Die Großmutter saß mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen, während die junge Frau las. Das alte, runzelige Gesicht, das sonst einen wechselnden, unruhigen Ausdruck hatte, war ganz gedankenvoll und feierlich.

„Ja, ja," sagte sie, als das Buch geschlossen wurde, „es jammerte ihn, und ich glaube, daß es ihn noch jammert — und, daß er alles weiß."

Der Regen hatte jetzt aufgehört, die Sonne schien freundlich durch das kleine Fenster. Frau Agnete erhob sich: „Leben Sie wohl, und vielen Dank!"

„Wir danken Ihnen. Es war ein guter Besuch, den der Regen uns verschaffte. — Der Beutel war heute morgen ganz leer, und dann bin ich stets versucht zu zweifeln und verdrießlich zu werden, und das kann Peter nicht vertragen. — Lassen Sie mich jetzt Ihre Sachen zusammenpacken. Gieb mir die unterste Zeitung, Peter, und ein Ende Bindfaden. — So. Die Matten sollen bald gebracht werden."

„Vielleicht sehen Sie einmal wieder ein?" Peter sah sie bittend an.

„Ja, das werde ich thun." Sie drückte beiden die Hand und ging dann schnell fort, das plump zusammengewickelte Packet steif von sich haltend.

Wie war sie gesegnet worden, daß sie den beiden betrübten Menschen Trost und Freude hatte bringen dürfen. — Wie lauteten doch noch die Worte? „Es jammerte Jesum." — Sie fing an zu glauben, daß auch sie ihn jammerte.

Als Frau Agnete nach Hause kam, schlug sie sogleich die Bibel auf. Ja, hier stand es: Was weißt du aber, du Weib, ob du den Mann werdest selig machen? — Die

Worte waren unterstrichen; es war derselbe blasse, kaum sichtbare Strich, den sie auch unter anderen Worten gesehen hatte, die sie damals durchaus nicht verstand. — Hatte die Hand der Mutter es gethan? — Wie seltsam!

Am Donnerstag Morgen war die Rätin schon vor der Zeit bei der kleinen Kirche und stand hinter dem dichten Gebüsch, bis der Pastor und alle Kinder hineingegangen waren. Der Alte mit dem Krückstock, der hinterdrein humpelte, nickte ihr vertraulich zu, und dann gingen sie beide in die Kirche und nahmen auf der letzten Bank Platz, sie dicht an der Wand in der Ecke, so daß seine breite Gestalt sie halb verdeckte.

Die Kinder bemerkten sie doch, und eins flüsterte dem andern zu, daß „die Dame von neulich" wieder da sei, und dann zeigten sie hin nach der Ecke, und die Knaben wandten die Köpfe, um zu sehen, was die Mädchen zu zeigen hätten. Frau Agnete merkte jedoch nichts, sie vertiefte sich in das Lied, und jetzt ertönte es von den Lippen der Kinder: „Wie herrlich ist's, ein Schäflein Christi werden —"

Das Gebet war warm und innig. Sie ertappte sich dabei, daß sie mit betete — war es möglich!

Als sie nach Hause kam, lag eine Postkarte von ihrem Mann auf dem Tisch: „Ist es wert, daß ich komme?" stand nur darauf.

Die junge Frau eilte hinaus in den Wald, schnitt Eichenzweige, einige Caprifolienranken und die letzten Rosenknospen ab und packte alles in eine mit Moos gefütterte Kiste. „So ist es hier," schrieb sie, „willkommen hier draußen!"

Es war eigentlich die erste Aufmerksamkeit, die sie jemals ihrem Gemahl erwiesen hatte. Er pflegte stets der

Gebende, sie die Empfangende zu sein; es machte sich auch von selber so, sie handelte nach einer augenblicklichen Eingebung, ohne Überlegung.

Am Sonnabend Morgen hörte Frau Agnete frohe Kinderstimmen im Garten und sah, wie zwei kleine Knaben um den Rasenplatz liefen.

Eine scharfe Stimme brachte sie jedoch bald zur Ordnung.

„Niels und Sören, ich glaube, Ihr wollt — Soll ich kommen?“ — Die Arbeitsfrau, welche die Steige rein machte, näherte sich mit erhobenem Spaten.

Die kleinen Burschen, welche sich weniger vor ihrer drohenden Miene, als vor dem freundlichen Zunicken der Rätin zu fürchten schienen, stürzten sogleich zu ihr und verbargen sich unter ihrer groben Schürze.

„Guten Morgen! — Sind das Ihre Knaben?“

„Ja, und zwei richtig unbändige Kröten sind es.“ Die Stimme war barsch, aber der Blick milde, und mit einem gewissen Mutterstolz strich sie den Kleinen das Haar aus der von der Sonne gebräunten Stirn.

„Sind es Zwillinge?“

„Ja, wir kamen nicht mit einem davon, und nun will man sie ja gerne behalten, aber schwer war es doch und ist es noch jetzt, denn es sind noch zwei größere und ein kleineres zu Hause.“ — Sie trocknete sich das erhitzte, sommersprossige Gesicht mit dem Zipfel der Schürze und fuhr fort: „Sie sehen schmutzig aus, die armen Würmer, aber wenn ich für andere arbeite, kann ich nur des Nachts und am Sonntage für uns nähen und waschen. Mein Mann ist Schmiedegeselle, und die Kleinen sind nicht leicht

rein zu halten, das weiß jeder. Er verdient ganz gut, kann aber auch selber Geld gebrauchen, doch will ich nicht sagen, daß er schlimmer ist, als andere sind."

Die Frau wiegte mit der Hand auf dem Spatenstiel hin und her, während sie sprach. Es war ihr offenbar eine Erleichterung, von ihren Verhältnissen erzählen zu können. So schöne und teilnehmende Augen, wie die der jungen Frau, hatte sie niemals gesehen.

„Kommen Sie mit mir in das Lusthaus, und Ihr auch, meine Kinder, ich esse gerade Frühstück."

Dann strich sie wieder Butterbrot für die hungrigen Mäulchen, einen gehäuften Teller voll, und es blieb nichts übrig. Die Kinder bekamen Milch, die Frau Kaffee. Wie das schmeckte! — Frau Agnete war voller Freude und Dankbarkeit.

Als sie später bei ihrer Handarbeit saß, einer feinen Stickerei, kamen die Worte der Arbeitsfrau ihr wieder in den Sinn: des Nachts und am Sonntage waschen und das Zeug in Ordnung halten. — Konnte sie denn hier nicht helfen, wenigstens einige Strümpfe stricken? — Die neulich eingekauften Sachen wurden hervorgeholt. Die graue Wolle, für die sie gar keine Verwendung hatte, würde gewiß passen, und die Stricknadeln auch. Nein, wie schön war alles vorbereitet! — Sie hatte schon ein gutes Ende gestrickt, als die Jungfer eintrat.

„Ich gratuliere, gnädige Frau!" sagte sie vergnügt.

Frau Agnete blickte sie fragend an.

„Der Herr ist ja Ritter geworden," erklärte Karoline, „ich las es eben in der Zeitung."

„Zeigen Sie her, wo steht es?"

„Hier, aber gnädige Frau wußten es wohl? — Nicht? Ja, dann will der Herr die gnädige Frau überraschen.“

Dort stand es: Wilhelm Immanuel Lange. Sie machte sich nichts aus der Auszeichnung, aber sie liebte doch den Namen, liebte doch ihn. Es war ihr ein Glück, dies zu fühlen.

Wenn ihm jetzt doch nur diese eitlen Träume nicht wieder kommen wollten, denen er einmal so gerne nachgehangen — Träume von glänzenden Festen, wo er, der junge Minister, und seine schöne, mit Diamanten geschmückte Frau den Ehrenplatz einnahmen.

Jens Hansens Wagen fuhr zur frühen Morgenstunde fort, um die Station vor Ankunft des ersten Zuges zu erreichen. Frau Agnete stand horchend vor der Thür, als man die Rückkehr des Wagens erwarten konnte. — Dort war er!

„Willkommen!“ Sie streckte ihm beide Hände entgegen. Wie bleich und ernst sah er aus!

„Herzlichen Dank für die Sendung!“ Er berührte ihre Hand mit seinen Lippen.

„Bist Du wohl, Wilhelm?“

„Vollkommen munter; — und Du?“ Erst jetzt sah er sie richtig an, „mir scheint, daß Du Dich gut erholt hast.“

„Das habe ich auch. — Darf ich Dir behülflich sein?“

„Bewahre!“ — Er trat einen Schritt zurück und fragte gleich darauf: „Du hast doch nichts entbehrt? Ist die Jungfer zu Deiner Bedienung ausreichend?“

„Hinlänglich; — und vielen Dank für die Nachtwache, aber das ist nicht notwendig, glaube ich; besten Dank auch für alle andere Fürsorge!“

„Rede doch nicht davon!“

„Wollen wir denn jetzt Thee trinken, Wilhelm? — Ich habe auf Dich gewartet.“

„Das hättest Du nicht thun sollen.“ Er nahm Platz und saß dann schweigend da, aber sie fühlte, daß seine Gedanken sehr beschäftigt waren.

„Noch eine kleine Tasse?“

„Danke, ich kann nicht mehr.“

„Möchtest Du ruhen,“ fragte sie, „oder wollen wir meinen täglichen Morgenspaziergang machen durch den Wald zum Strande hinunter?“

„Ja, gerne,“ er erhob sich.

„Das ist wahr,“ sie blickte zu ihm auf, „Glück zu dem Ritterkreuz!“

Er schüttelte den Kopf. „Ich mache mir nicht mehr daraus, als aus einem verwelkten Kranz.“

„Du hast es doch früher zu erlangen gewünscht und es auch erwartet.“

„Ja, früher!“

Er sah düster aus, aber Frau Agnete hatte das befreiende Gefühl, daß sein Inneres unberührt geblieben war.

„Mir ist es nicht gleichgültig, daß Deine Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit Anerkennung gefunden hat.“ Sie schob ihren Arm in den seinigen.

Die junge Frau pflegte ihren Mann nicht zu loben, vor einigen Jahren hatte sie es jedoch einmal gethan. Die Erinnerung an jene Stunde wurde in diesem Augenblick wieder in ihr lebendig. — Eines Abends, als sie zusammen am Strande spazieren gingen, war ein Wagen dahergesaust gekommen. Der Kutscher hatte die Gewalt über die Pferde verloren, und die Damen im Wagen schrien laut. Ihr Mann warf sich den Pferden entgegen, ergriff die Zügel mit fester Hand und rettete alle. — „Du bist wirklich ein mutiger Mann," sagte sie, und er entgegnete lachend: „Stand es mir gut?" Sie wurde eiskalt, und es war, als ob die Worte seit der Zeit seiner Person anhafteten. Aber wie er jetzt neben ihr ging, war es verwischt, gänzlich verwischt.

Wie still und warm war es im Walde, die Vögel schwiegen, auch nicht ein Lüftchen regte sich.

„Hier ist es schrecklich einsam!" Der Rat stand still und sah sich um. „Sehnst Du Dich nicht nach Menschen? Du solltest die Pfarrersleute doch einmal besuchen. Es wäre mir lieb, wenn sie wüßten, daß Du hier bist. Du kannst dann auch hören, ob es geht, daß Du diese einsamen Stätten allein besuchst."

„Hier ist es nicht einsam; — sieh, dort ist schon der Ausgang, und dann kommt die Kirche mit den Höfen und Häusern. — Ich habe keine Lust, Visiten zu machen, aber wenn Du meinst," — ach, wie klopfte ihr das Herz — „können wir nächsten Sonntag vielleicht zusammen zur Kirche gehen."

„Zur Kirche?" Er blieb überrascht stehen, fügte aber gleich hinzu: „Wie Du willst."

Gleich darauf sagte er: „Vor unserer Verheiratung ging ich an den hohen Festtagen stets zur Kirche, aber es war mir nicht von Wichtigkeit, und Du machtest es mir klar, daß, wie wir standen, es fast anstößig sei, dem Gottesdienste beizuwohnen."

„Ich erinnere mich dessen sehr wohl, aber, — aber ich stehe jetzt nicht auf dem Standpunkte, den ich damals inne hatte."

Er antwortete nicht, hörte es kaum. Sie merkte aber, wie es in seinem Innern arbeitete und kämpfte.

Der Weg ging jetzt an der alten Schule und an der Schmiede vorüber. Sören und Niels standen schön gewaschen und mit reinen Sonntagskleidern vor einem kleinen, verfallenen Hause. Ein alter Korbwagen, in welchem das kleinste Kind lag und schlief, war ihnen zur Bewachung übergeben.

Als sie die Rätin erblickten, jubelten die beiden Kleinen vor Freude; sie hatten die Bewirtung im Lusthause nicht vergessen. Sie nickte freundlich und schob den Wagen aus der Sonne unter den schattigen Fliederbusch, aber der Rat stand still und sah sich die Kinder an. Sein Blick war jedoch nicht besonders freundlich, viel eher untersuchend.

„Es sind die Kinder der Arbeitsfrau," erklärte Frau Agnete.

„Ach so." Er ging wie im Traum weiter.

„Jetzt sind wir bei meinem Lieblingsplatz angelangt. — Wie gefällt er Dir?"

„Hier ist es schön." Seine Gedanken waren weit fort.

„Wollen wir hier ein wenig sitzen?"

„Gerne. — Ich sehne mich danach, mit Dir zu sprechen. — Zuerst will ich grüßen von Pauls Frau. Ich ging gestern dorthin, um Dir einen Gruß bringen zu können.

„Danke, wie mich das freut! — War Dein Bruder zu Hause?“

„Nein, ich sah nur sie und das Kind.“

„Ist es nicht ein prächtiger Junge?“

„Ja. — Er lief mir entgegen und wollte auf meinen Arm. Vermutlich sehe ich seinem Vater ähnlich.“ Der Rat hielt inne, es war, als ginge ihm ein Gedanke durch den Kopf, dann begann er wieder:

„Als ich das Kind sah und an Deine Liebe zu Kindern dachte, kam in mir ein Gedanke zur Reife, mit dem ich mich schon lange beschäftigt habe, welchen Dir auszusprechen ich mich bisher aber nicht überwinden konnte: Wünschest Du ein Kind anzunehmen, so thue es; ich werde mich nicht nur darin finden, sondern Dir auch behülflich sein, wo ich kann.“

„Nein, ach nein, ich bin noch so ungeschickt. Es ist ein Glück, daß uns nicht schon früher ein Kind anvertraut wurde. Es wäre mein Abgott geworden — und dann hätte ich mich damit beruhigt.“

„Du wünschest es also nicht,“ er sah sowohl erleichtert als auch enttäuscht aus, „entbehrst Du denn sonst etwas? Oder plagt Dich zu Hause etwas, was geändert werden kann? — Ist dies der Fall, so sei so barmherzig und sage es, Agnete. Paul und seine Frau können bei uns aus und ein gehen, wenn es Dir Freude macht. — Aber nein, es liegt noch tiefer?“

„Ja, Wilhelm, es liegt tiefer.“

Er war jetzt ganz bleich, und seine Stimme klang so merkwürdig.

„Höre mich jetzt ruhig an," bat er, „es muß ausgesprochen werden. Wenn es nichts ist, dem abgeholfen werden kann, muß es ja Dein Verhältnis zu mir sein, welches Dich drückt. Es muß dies sein, daß Du an einen Mann gefesselt bist, dessen innerstes Wesen Dir Unwillen einflößt, — Du mußt mich aussprechen lassen — Geringschätzung, ja Widerwillen. Ich habe es in Deinen Mienen gesehen, in Deinem Blick gelesen, und ich kann ja nicht ein anderer werden. Aber erlösen kann ich Dich — und ich will es."

„Nein, Du kannst es nicht, Wilhelm!" Sie legte ihre Hände um seinen Arm, „ich lasse mich nicht von Dir lösen."

„Ja, Du wirst es thun. — Du verabscheust meine Natur; darfst Du es leugnen?"

„Die eine Seite Deiner Natur, aber die andere liebe ich. — Und glaubst Du nicht, daß ich meine eigene selbstsüchtige, hochmütige Natur verabscheue? Du hast eine jämmerliche Frau gehabt."

„Ich wünsche Dich nicht anders."

„Ja, das mußt Du, wenn Du mich liebst."

Er blickte sie unsicher an. „Wüßte ich doch, was ich thun sollte? In der letzten Zeit ist es mir klar geworden, was Du eigentlich an mir verabscheust, und je mehr ich es einsah, desto mehr fühlte ich, daß das Gift meine ganze Seele durchdrungen hat."

Die junge Frau faltete die Hände; in ihrem Herzen schrie es: „Mein Herr und Erlöser, hilf uns zurecht, wir können uns nicht selber helfen!"

Sie saßen eine Weile schweigend nebeneinander, dann fragte sie leise: „Wünschest Du, daß alles sein möchte wie früher, wie vor einem Jahre? — Nein, Du thust es nicht, Gott sei gelobt! Ich sehe es Dir an, daß Du es nicht wünschest. — Und Du liebst mich nicht weniger, als früher, wie?“

„Noch mehr! — Das ist ja das Entsetzliche, daß ich gerade das an Dir liebe, was meine Natur haßt.“

„Sage lieber die Natur, mit der Du gebrochen hast oder doch brechen willst; ich weiß, daß Du es willst.“

Er sagte nichts dagegen, sondern stand auf, und dann gingen sie schweigend weiter.

Die Leute kamen aus der Kirche, als sie zurückkehrten. Der junge Mattenflechter stand still und grüßte. Er sah kavaliermäßig aus in dem abgelegten Rock des Pastors, obgleich derselbe ihm zu lang und auch zu weit war. Großmutter grüßte auch, und dort kam der Mann mit dem Krückstock. Er sah sie fragend, fast vorwurfsvoll an; warum war sie nicht in der Kirche gewesen?

Als Frau Agnete nach Hause kam, eilte sie auf ihr kleines Zimmer und warf sich auf die Kniee; ihr Herz bebte in Hoffnung und Furcht, in Glück und Kummer. Es war wieder dasselbe Gebet: „Errette uns, leite uns, wir können uns nicht selber helfen, Du mußt es thun!“

Ihr Mann hatte das Bild der Mutter in der Hand, als sie in die Stube trat.

„Weißt Du,“ sagte er, „den Tag, als ich mein Vaterhaus verließ, kam mein alter Lehrer zu mir und flüsterte mir zu: „Du hast schlecht gewählt, mein Sohn — und das hatte ich wohl auch.“

„Hörte Deine Mutter es?“

„Nein, aber sie freute sich nicht. — Sage mir“ — es war, als schämte er sich zu fragen — „hast Du nicht einen Brief von Mutter? — Mir ist, als wurde davon gesprochen, daß ein Brief bei dem Tuch gelegen habe?“

„Kein Brief, aber ein Zettel. — Ich habe ihn hier.“

„In Deinem Medaillon? — Ah, Agnete!“ Ein unterdrücktes Schluchzen hob seine Brust, aber er faßte sich und las: „Meinem Wilhelm, Mutters eigene Arbeit.“

„Willst Du ihn behalten?“

„Nein, laß ihn liegen, wo er lag. — Danke!“

Das erhitzte Gesicht der Jungfer zeigte sich jetzt in der Thür: „Es ist angerichtet!“

Es war eine stille Mahlzeit. Dem Rat war zu Mute, wie einem, der einer furchtbaren Gefahr entgangen ist, sich aber doch noch nicht recht sicher fühlt.

„Ist es nicht ein ganz klein wenig leer zu Hause?“ fragte Frau Agnete sanft.

„Mein Kampf ist zu heftig gewesen, und das Haus ist voller Erinnerungen, so daß ich die Leere noch nicht habe fühlen können.“

„Aber wenn Du jetzt zurückkehrst, denke ich, wirst Du Dich danach sehnen, daß ich wieder nach Hause komme.“

„Ich darf mich nicht sehnen! — Was uns trennt, besteht ja noch und wird beständig wieder auftauchen.“

„Was wir selber hassen, kann uns nicht trennen und kann auch keine Gewalt über uns gewinnen. — Sprich mit Deinem Bruder oder mit Anna, — vielleicht kannst Du besser mit Anna sprechen.“

„Niemand kann mich verstehen!“

„Ja, ich, die ich denselben Kampf kämpfe.“

„Nicht denselben Kampf; es ist ein himmelweiter Unterschied. Das, was Dich bekümmerte, und was Du verabscheutest, war mir lächerlich. — Aber dieses Lachen ist für immer verstummt.“

Der Kaffee wurde im Lusthause eingenommen, und dann kam der Wagen.

„Schon!“ Frau Agnete erhob sich schnell. „Wie werde ich mich nach dem nächsten Sonntage sehnen! — Willst Du die Mädchen und den Diener von mir grüßen? — Vergiß es nicht — und Deinen Bruder und Anna, wenn Du sie siehst.“

„Ja, das thue ich.“

„Lebe wohl, Wilhelm!“ Sie hielt ihm die Wange hin; so pflegte sie in ihrer Verlobungszeit zu thun.

Der Rat atmete tief. War es möglich, konnte ein neues Leben beginnen?

Bei der Wendung des Weges sah er sich um. Stand sie noch da? — Ja.

Die Sonne stand hoch am Himmel, als Frau Agnete am nächsten Tage erwachte. In der Nacht hatte es geregnet, und ein erquickender Duft vom Walde herüber strömte ihr entgegen, als sie das Fenster öffnete. Die Buchen sahen ganz erfrischt aus, und wie munter die Vögel

waren! — Ein bisher unbekanntes Gefühl von Glück und Dankbarkeit bemächtigte sich ihrer. Und doch, welch langer Weg lag noch vor ihr — vor ihm. Ja, sie wußte es, aber sie wußte auch, daß Einer ihre blinden Augen öffnen konnte.

Unwillkürlich gingen die Gedanken nach dem kleinen Heim im Nörrebro. Zu dieser Stunde erklang dort Gesang und Gebet, sie wußte es. Sie beteten dort auch wohl für sie und für ihren Mann.

Frau Agnete fiel auf ihre Kniee: „Segne uns, Herr, laß unsere Reue aufrichtig sein, ziehe uns zu dir!“

Gleich darauf ging sie langsam durch den Wald; sie hatte das Gesangbuch bei sich und vertiefte sich in das Lied. Als sie den Fußsteig erreicht hatte, wurde sie von einem halbwüchsigen Mädchen eingeholt, das schräge über das Feld gelaufen kam.

„Entschuldigen Sie, wieviel Uhr mag es sein?“

„Zehn Minuten vor neun.“

„Das ist gut, dann komme ich doch noch früh genug. — Ich bin ganz außer Atem, so bin ich gelaufen.“

„Bist Du eine Konfirmandin?“

„Ja, zum Herbst.“ Das Mädchen trocknete das Gesicht und ordnete die Kleider, während es erzählte: „Ich habe zu Hause gewacht, weil Vater krank ist, und Mutter es nicht jede Nacht aushalten kann. Ich diene bei Jens Hansen auf dem Hofe. Drei Jahre bin ich schon dort; erst hütete ich die Gänse, jetzt bin ich Kindermädchen. Sie haben mich vielleicht Milch und Gemüse in die Küche bringen sehen?“

„Nein, mein Kind.“

„Nicht! Ich helfe auch der Jungfer zuweilen, denn unsere Frau hat gesagt, daß ich es thun soll. — Ach, Vater ist so krank, und nun darf ich nicht vor übermorgen nach Hause.“ Die Thränen traten ihr in die Augen.

„Wo wohnen Deine Eltern?“

„Auf der andern Seite der Mühle, hinter dem letzten Gehölz dort.“

„Und wie heißt Dein Vater?“

„Heinrich Jeppesen, aber die Leute nennen ihn nur den Totengräber. Es steht dort nur ein Haus, so daß man nicht irren kann.“

Sie standen jetzt vor der Kirchthür. Der Alte saß schon vor dem aufgeschlagenen Gesangbuche, die Kinder gingen nach ihren Plätzen.

Jetzt kam auch der Pastor, er grüßte ernst, als er vorbei ging.

„Ich darf ja wohl?“ Die Rätin sah entschuldigend zu ihm auf.

„Willkommen!“ lautete die Antwort; ein mildes Lächeln glitt über sein Gesicht.

So saß sie wieder da und horchte, aber heute verstand sie alles viel, viel besser, sie fühlte, daß alles auch sie anging.

„Wisset, daß ihr dazu berufen seid, daß ihr den Segen beerbet,“ — dort waren die schönen Worte wieder, und dann kam die Erklärung, wie das Leben ohne Gott sei — ihr Herz sagte zu jedem Worte ja — und dann das Gegenstück: das Leben mit Gott. — Ja, so mußte es sein, sie glaubte es.

Als Frau Agnete nach Hause kam, setzte sie die Jungfer dadurch in Erstaunen, daß sie ohne weiteres in die Speise-

kammer ging, Kruken und Fässer durchsuchte, einen Korb mit Eiern füllte und Butter in einen Topf that.

„Dies ist ja Hühnersuppe von gestern? Ach, gießen Sie dieselbe in eine Flasche und geben Sie mir dann die Erdbeeren."

„Gnädige Frau nehmen ja alle die großen?"

„Ja, sind die nicht gut? — Nun noch ein gutes Stück Kuchen, und dann geben Sie mir den großen Spankorb, der unter der Decke hängt."

Was waren denn das für Künste? Karoline sah der Frau erstaunt nach, die sich mit leichten Schritten entfernte. Es war ein weiter Weg, und Frau Agnete fürchtete fast, daß sie fehlgegangen sei, als das Häuschen des Totengräbers plötzlich zum Vorschein kam. Die Frau stand in der Küche und wusch; eine warme Dampfwolke drang aus der offenen Thür.

„Wie geht es ihrem Manne? — Ihre kleine Tochter erzählte mir, daß er krank sei."

„Kleine Tochter? — Nein, das war gewiß ein großes Mädchen, die Lise, welche es gesagt hat. Wir haben drei kleinere. Kommen Sie nur herein!" Die hohe Waschwanne, welche den Eingang versperrte, wurde beiseite geschoben.

Die Frau näherte sich dem Bett. „Er schläft, soll ich ihn wecken?"

„Nein, nein! — Ist er lange krank gewesen?"

„Drei Monate hat er gelegen, und vorher ist er schon doppelt so lange krank gewesen." Die Frau brach in stilles, hoffnungsloses Weinen aus. „Es ist hart, wenn die Hand, welche das Brot verdient, kraftlos liegt. Er ist ein strebsamer Mann gewesen und hat stets seinen Verdienst nach Hause gebracht, das kann ich nicht anders sagen. Ich

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

selber habe ja auch nicht auf der faulen Seite gelegen, aber es ist dennoch viel zu bereuen.“ Sie weinte heftiger.

„In der letzten Zeit,“ begann sie wieder und trocknete hin und wieder ihre Thränen ab, „merkte ich es wohl, daß er sich schlecht befand, aber ich dachte, der Husten werde wieder nachlassen, und gab ihm warmes, süßes Bier und Honig mit Ingwer, aber es half wenig. Ach, es war so schneidend kalt in den Tagen, und ich sah ja recht gut, wie schleppend sein Gang war, aber ich sagte nichts, denn man will ja leben. Den letzten Morgen erwartete er gewiß, daß ich ihn bitten sollte, von der Arbeit zu Hause zu bleiben, weil er die ganze Nacht gehustet hatte, aber ich that es nicht, — und dann, des Nachmittags, brachten sie ihn getragen, denn jetzt konnte er nicht mehr. — Seitdem hat er gelegen, und wie soll es werden, wenn er stirbt?“

Der Mann warf sich unruhig hin und her in dem großen Bette mit den dunkelblauen, gestreiften Gardinen. Es war keine Matratze darin, aber wahrscheinlich Stroh, über welches eine alte Pferdedecke gedeckt war. Das Kopfkissen war lang, gespannt und steif; ein weißes Laken bedeckte das dicke, wollene Oberbett. Hin und wieder erhob sich die große, abgemagerte Hand und fiel dann schwer wieder zurück. Einmal schlug er auch die Augen auf und sah sich um, sie fielen aber gleich wieder zu, und er schüttelte müde den Kopf, als vermochte er nicht mehr.

„Ißt er etwas?“ fragte die Rätin flüsternd.

„Nicht ein bischen, aber die Frau Pastorin hat uns Himbeersaft und Wein geschickt, und das trinkt er mit Wasser vermischt. Sie hat uns auch Betttücher gebracht, denn sie wisse selber, was Krankheit sei, sagte sie.“

Während die Frau noch sprach, stürmten drei kleine Kinder herein. Sie hatten einen toten Vogel gefunden und wollten ihn jetzt begraben. Mutter mußte doch erst sehen, ob es nicht eine junge Elster sei.

Der Mann gab einen klagenden Laut von sich und krümmte sich auf seinem Lager.

„Still, still, Kinder," ermahnte die Mutter, „Lärm kann Vater am wenigsten vertragen. — Aber wie soll ich sie still halten?"

„Kann ich nicht die beiden kleinsten mit mir nehmen," schlug Frau Agnete vor, „und sie gegen Abend wieder zurückbringen?"

„Danke! Das wäre eine Wohlthat, aber die Kleine geht wohl nicht ohne Mutter, es müssen dann schon die beiden andern sein, und wenn ich sie allein habe, wird es auch schon gehen. — Ich will nur die Kinder noch waschen und ihnen reine Schürzen vorbinden. — Ja, das müssen Sie mir gestatten." Sie zog die Kinder hinaus in die Küche und verschloß die Thür.

Der Mann öffnete jetzt wieder die Augen und blickte um sich. „Wer bist Du und was willst Du?" lag in dem Blick. Die Rätin trat an das Bett und beugte sich nieder zu dem Kranken.

„Für Mutter und Kinder soll gesorgt werden," flüsterte sie.

Der Mann sah auf und sagte mit matter Stimme: „Er ist der Versorger der Witwen und der Vater der Waisen, sagt der Pastor — und ich glaube es. Aber es ist doch schwer — und dann die Beerdigung, wir sind der Gemeinde nie zur Last gefallen."

„Es soll für alles gesorgt werden."

Er sah ihr in die liebevollen, ehrlichen Augen und glaubte ihr. „So hat Gott Sie heute hierher gesandt, um mich zu trösten und mir zu helfen, daß ich ihm alles anheimstellen und meine letzten Gedanken auf ihn richten kann. — Sie behält dann die Kinder?“

„Ja, wir wollen ihr nur helfen.“

„Danke! — Ach, ziehen Sie das Kissen etwas höher, so,“ er sank wieder zurück, aber sein Ausdruck war jetzt ganz friedlich.

Gleich darauf kamen Maren und Johanna gewaschen und mit reinen Schürzen herein. Sie trugen die junge Elster in Frau Agnetens leerem Korbe, im Garten beim Waldversteck sollte sie begraben werden.

„Trinken Sie nun selber die Suppe und kochen Sie sich einige Eier,“ bat die Rätin, „thun Sie es, liebe Frau, Sie müssen sich stärken.“

„Ich danke Ihnen; Gott möge die Speise segnen, aber ich kann nicht essen, es wird mir alles so groß im Munde, — aber man sollte sich vielleicht zwingen?“

„Ja, der Kinder wegen.“

Als Frau Agnete nach Hause kam, Maren an der einen und Johanna an der andern Hand, traf sie die Jungfer mit Peter Olsen an, dem jungen Mattenflechter, der sich an das Staket gelehnt hatte und wartete.

„Wenn die Matten bezahlt sind, können Sie ja gehen,“ lautete die etwas abweisende Bemerkung der Jungfer. Frau Agnete eilte schnell hinzu.

„Seien Sie herzlich willkommen! — Nun, da sind ja die Matten, wie gefallen sie Karoline? — Kommen Sie in das Lusthaus, Peter, und ruhen Sie sich aus, dann können

wir zusammen sprechen. Ich möchte noch gerne drei Matten haben und ein Pfund von Großmutters eigengesponnener, grauer Wolle."

Die Jungfer mußte Kakao bereiten: „Eine ganze Kanne voll, denn wir sind alle hungrig. Die beiden kleinen Mädchen sind Lisens Schwestern, der Vater ist krank, Sie wissen es wohl."

Ja, sie wußte es, aber woher wußte es die gnädige Frau? Nein, wie war sie doch verändert, daß sie auf solche Dinge verfiel. Saß sie nicht da und sprach mit dem Bauernburschen, als wäre er ihresgleichen, und was wollte sie mit all den Matten?

„Das ist ein herrliches Getränk," Peter leerte langsam die zweite Tasse, „und wenn man dann mit Bestellungen nach Hause kommt, ist man schon willkommen."

Frau Agnete drückte ihm freundlich die Hand.

„Grüßen Sie Großmutter, ich werde bald bei ihr einsehen und kann dann die Wolle abholen und bezahlen."

Während Maren und Johanna die Elster begruben und das Grab mit Blumen schmückten, saß die Rätin und vertiefte sich in ihre Bibel. Hin und wieder hielt sie mit dem Lesen inne. Ja, dies war von Gott und an sie gerichtet: Sie neigte sich anbetend. — Dann machte sie das Buch zu, und die alten Erinnerungen aus der liebeleeren Vergangenheit standen anklagend vor ihr auf; sie kamen ganz von selber, wie Bilder: Ein alter, müder, dürftig gekleideter Mann mit einem Beutel auf dem Rücken saß eines Abends am Grabenufer, als sie eine Spazierfahrt machten. „Nehmen Sie mich mit, lassen Sie mich bei dem Kutscher sitzen!" rief er; es klang wie ein Notruf, und der Kutscher

machte Platz, aber ihr Mann befahl: „Fahren Sie zu!“ und sie bat nicht für den Alten, obwohl sein Auge bei ihr Hülfe suchte.

Das andere Bild, welches vor ihr auftauchte, war ein Winterabend, da sie und ihr Mann in der Wohnstube saßen und auf den bestellten Wagen warteten. Sie waren für einen Maskenball angekleidet; sie stellte die Königin der Nacht vor mit einem Halbmond auf dem Kopfe und unzähligen, funkelnden Sternen in dem dunkelblauen Schleier. Gerade als ihr Mann scherzend vor ihr knieete, wurde die Thür geöffnet, und der Diener meldete: „Eine Dame.“

Ihr Mann erhob sich ärgerlich und faßte die Eintretende scharf ins Auge. Es war eine ziemlich große, schmächtige Gestalt, mit dürftigem Mantel und Hut bekleidet und mit einer kleinen Tasche in der Hand.

„Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe?“ Die Stimme war erregt.

„Ich sammle für ein Kinderheim,“ erklang es ruhig und sanft, „der Herr Rat steht auf meiner Liste.“

„Die Zeit ist schlecht gewählt.“

„Ja, entschuldigen Sie, aber ich bin den ganzen Tag unterwegs. — Wir freuen uns am meisten über einen jährlichen Beitrag, sind aber auch dankbar für jede Gabe. Hier ist der Plan und die Empfehlung.“

„Machen Sie sich keine Umstände! — Ich habe andere Verwendung für mein Geld und auch keine Zeit. Es ist doch zu arg!“

Gleich darauf kam der Wagen. Die Dame mit der Tasche stand noch im Vorzimmer.

„Was machen Sie hier?“

„Die Jungfer will sich gerne unterschreiben, sagte aber, sie habe keine Zeit, bis die Herrschaft ausgefahren sei.“

„Für die Dienstboten und für solche, die mit ihnen reden wollen, ist die Hintertreppe da.“

Indem ihr Mann dies sagte, fiel Frau Agnetens Taschentuch auf den Fußboden, die Fremde bückte sich und nahm es auf. Ihre Augen ruhten zugleich bewundernd und doch so mitleidsvoll auf der jungen Frau. Nicht eine Spur von Zorn über die unfreundliche Behandlung lag auf dem Gesichte, wohl aber herzliche Betrübnis. Der Blick vereitelte ihr die Freude des Abends, aber nachher war alles wieder vergessen. „Was ihr nicht gethan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht gethan.“ Wie gut verstand sie jetzt diese Worte, und wie sehnte sie sich danach, die Dame wieder zu sehen, ihr die Thür weit zu öffnen, ihr den besten Platz zu bieten, sie zu erquicken und zu stärken und eine Summe zu zeichnen, wie sie der Halbmond und die Sterne gekostet hatten.

Als Frau Agnete am Abend die Kinder nach Hause brachte, hatte sie ein weiches, zusammengerolltes Kopfkissen bei sich; sie hatte den Regenmantel darüber geschlagen. Es ging ja die Jungfer nichts an.

Die Frau des Totengräbers stand bei dem Brunnen, als sie kam.

„Das war ein großer Dienst, den Sie uns erwiesen haben. Wir haben eine gesegnete Ruhe gehabt. Der Pastor ist hier gewesen, und Vater hat das heilige Abendmahl empfangen. — Sie müssen einmal hineingehen, er will Sie so gerne sehen.“

Der Kranke lag bleich und still mit gefalteten Händen da.

„Auf diesem Kissen werden Sie besser liegen. — Darf ich näher kommen? — So.“

Er gab durch ein leichtes Nicken zu verstehen, daß er gut liege.

„Danke,“ flüsterte er und fuhr dann so leise fort, daß sie sich niederbeugen mußte, um die Worte verstehen zu können: „Ach, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie mir ist — ich habe ja einen so wichtigen Schritt vor mir. — Aber ich glaube, Gott wird mir um seines Sohnes willen gnädig sein.“ Sein Blick ruhte auf ihrem Angesichte, es war, als wünsche er ein bekräftigendes Wort.

Frau Agnete knieete am Bette nieder und faltete ihre Hände.

„Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde.“ Es war, als ob die Worte von selber kamen; sie mußte es sagen.

Der Mann wiederholte: „Von aller Sünde,“ und ein Freudenschimmer flog über das bleiche Angesicht, „ja, dort steht von aller Sünde!“ Dann schloß er die Augen und lag ganz still. Gleich darauf veränderte sich sein Gesichtsausdruck, und er murmelte: „Ist Lise draußen? — Nein, ich dachte es wohl. — Dann muß ihre Mutter sie grüßen.“

„Lise kommt gleich,“ Frau Agnete streichelte liebevoll die matte Hand und lief dann, ja, flog fast, dem Bauernhofe zu.

Der große Kettenhund bellte aus aller Macht, als sie durch das Thor eilte, und die Frau trat aus der Thür, um zu sehen, was da los sei.

„Lassen Sie doch Lise sogleich nach Hause gehen,“ bat die Rätin. „Ihr Vater sehnt sich nach ihr, es ist keine Zeit zu verlieren.“

Das Kindermädchen, welches in der Küche stand und wusch, kam jetzt herbei; sie hatte der Rätin Worte vernommen. „Darf ich gehen?“

„Gewiß darfst Du, aber trockne doch Deine Hände erst ab, Kind, und binde eine andere Schürze vor. Was würden Vater und Mutter sonst sagen. — So, jetzt will ich Dich nicht länger aufhalten.“

„Ach, käme ich doch noch früh genug!“ Sie eilte fort.

Frau Agnete ging langsam nach Hause. Hatte sie sagen dürfen, was sie gesagt hatte? — Glaubte sie es selber? — Würden diese Worte sie trösten können, wenn sie jetzt am Rande des Grabes stände?

Der Morgen dämmerte schon, als das Licht auf der kleinen Kammer dort oben ausgelöscht wurde, und auch dann noch blieb die junge Frau eine Weile auf den Knieen liegen. Ihr Herz war voll Dankes und Lobes.

„Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort höret, und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurch gedrungen.“

Als Frau Agnete am nächsten Morgen ausgehen wollte, begegnete die Jungfer ihr in der Gartenthür.

„Wohin wollen gnädige Frau gehen? — Nehmen Sie es mir nicht übel, aber es kann so nicht gehen; gestern kein

Abendessen — und nun wollen gnädige Frau auch ohne den Thee gehen. Der Herr hat mich ja gebeten aufzupassen."

„Danke, Karoline, Sie haben recht, aber ich ziehe Milch vor. — Sehen Sie, nun darf ich doch gehen? — Zum Frühstück werde ich ordentlich von Ihren guten Gerichten essen."

Die Jungfer schüttelte den Kopf, sie verstand ihre Frau nicht. Ja, das sah sie wohl ein, daß die Rätin sanfter und milder geworden war, es schien ihr sogar fast zu viel, aber sie wußte nicht, was diese Veränderung hervorgebracht hatte. Auch gefiel es ihr nicht, daß die schönen Kleider unbenutzt im Schrank hingen. Die gewöhnlichen Kleider waren zwar gut genug, paßten aber doch nicht für den Nachmittag und noch weniger für den Sonntag.

Sie stand in der Stube still und dachte nach, sie konnte sich dies alles nicht deuten. Der Rat war ja auch nicht wie sonst, dachte sie, wohin wollte dies führen?

Frau Agnete ging indessen eiligst nach dem Hause des Totengräbers. Die Thür war verschlossen, und die kleinen Fenster waren weiß verhängt. Sie vernahm keinen Laut und wollte nicht stören, sondern nahm auf der alten Bank bei dem Brunnen Platz. Bald darauf wurde die Thür geöffnet, und die Frau kam heraus. Sie sah bleich und verweint aus, grüßte aber freundlich, fast mit einem Lächeln.

„Ich danke Ihnen, daß Sie Lise nach Hause schickten. — Vater war so froh und vermahnte sie so herzlich. — Nachher war er so freundlich gegen mich und dankte mir, aber das hatte ich nun nicht verdient." Sie weinte bitterlich und fuhr fort: „Der Kampf war nicht lang, aber

schwer ist es doch anzusehen. Zuletzt zeigte er nach oben, er meinte wohl, daß wir uns dort wiedersehen werden, — und dann war es vorbei. — Man schätzt etwas erst dann, wenn man es verloren hat, und das ist so traurig."

„Wie geht es den Kindern?"

„Sie schlafen noch alle, Lise auch. Sie war so unglücklich, und ihre Thränen standen erst, als sie eingeschlafen war. Die letzte Nacht hat sie auch gewacht, daher war sie sehr müde. — Jetzt ist ja so viel zu bedenken und zu ordnen; früher fragte ich ihn stets." — Ihre Thränen rannen jetzt wieder.

Frau Agnete legte einen kleinen, gefüllten Beutel auf den Tisch: „Gebrauchen Sie, was hierin ist! — Ich meine vorläufig, später werden wir weiter darüber reden."

Die Frau öffnete den Beutel; es waren drei Zehnmarkscheine, mehrere doppelte und einzelne Markstücke darin.

„Ach, Gott sei Lob und Dank, nun kann Vater einen guten Sarg bekommen und den hat er verdient. Jetzt ist der Gang zum Tischler nicht so schwer. Ich hätte ja sonst einen von den allergewöhnlichsten auf Borg nehmen müssen. Danke vielmals, ich kann es Ihnen niemals vergelten, erst, daß Sie das Mädchen holten und nun dies. — Ich will Sie nicht bitten, hineinzukommen, aber Sie kommen vielleicht morgen, um ihn zu sehen?"

Ja, das wollte sie gerne.

Am nächsten Tage erschien die junge Frau mit einem Korbe voll Blumen und Eichenlaub. Die Frau und das kleinste Kind waren allein zu Hause. Die Kleine schrie vor Freude, als sie die Blumen sah, und streckte beide Hände darnach aus.

„Danke, liebe Frau. Hier liegt er.“

Ja, dort lag er, weiß und still mit gefalteten Händen.

„Wollen Sie die Blumen selber niederlegen, oder darf ich?“ Es lag etwas Bittendes in dem Blick, und Frau Agnete reichte ihr den Korb.

„Die Kleine soll Mutter helfen, so.“ Sie nahm das Kind auf den Arm, reichte der Kleinen eine Blume nach der andern und führte dann selber die kleine Hand.

Als sie fertig war, drückte sie schluchzend das Kind an ihre Brust: „Sie weiß noch nicht, was sie verloren hat.“

Frau Agnete wußte nichts zu sagen, aber die Frau sah, daß sie weinte, und das war ihr genug.

„Sehen Sie, jetzt liegt er hübsch! — Vater liebte die Blumen. Des Sonnabends brachte er stets Feldblumen mit nach Hause. Sie sollten in die Vase dort, aber sehr oft warf ich sie fort, weil ich meinte, ich hätte außerdem genug zu thun. Ach, wüßte man es vorher, wie nahe die Trennungsstunde sein kann! — Vater sprach nicht viel, aber er war immer freundlich und mußte ein vergnügtes Gesicht sehen, ich aber ließ ihn oft fühlen, daß ich es schwer hatte. — Haben Sie einen guten Mann, so erkennen Sie es, bevor er kalt und steif liegt.“

Am Dienstag Morgen kam Lise mit schwarzem Kopftuche, schwarzer Schürze und verweinten Augen in die Kirche. Die andern Kinder waren ganz still, als sie sich zeigte, und als der Pastor kam, ging er auf sie zu, legte ihr die Hand auf den Kopf und sprach mit ihr von der himmlischen Heimat, wo ihr Vater jetzt sei. Dann sangen sie alle das Lied: „Es ist noch eine Ruh' vorhanden.“

Darauf sprach der Pastor vom Gebet. „Also sollt ihr beten," habe der Erlöser damals zu seinen Jüngern gesagt, er sage dasselbe noch zu einem jeden von uns.

Frau Agnete horchte. Es war, als habe sie die Worte bisher niemals gehört.

„Wir pflegen ja nur um das zu beten, was wir gerne haben wollen," schloß der Pastor, „laßt uns nun, jeder für sich, darüber nachdenken, wie wir zu diesen Bitten stehen."

Und sie dachte nach, neigte den Kopf und prüfte sich selbst.

Unser Vater! — Durfte sie das sagen? — Ja, so sollt ihr beten, hatte Jesus gesagt, auf sein Wort durfte sie es sagen; welch ein Glück: Unser Vater! — Und dann: Geheiliget werde dein Name! Wünschte sie das? Ja, sie wünschte, daß Gottes Name geheiliget werde, daß Jesus kommen möge, daß sein Reich ausgebreitet werde, daß Gottes Wille überall auf Erden geschehen möge, wünschte, zu der Schar zu gehören, die den Willen Gottes zu vollbringen strebte. — Und der Wunsch, daß das tägliche Brot für alle Kinder Gottes, für die Notleidenden und Bedrängten ein Segen für Leib und Seele werden möge, war ja auch in der letzten Zeit in ihrem Herzen lebendig geworden. — „Vergieb uns unsere Schuld!" Ja, ein brennender Wunsch lag in dieser Bitte, aber ihre Schuld war ja auch so groß, und sie hatte anderen fast nichts zu vergeben, meinte sie. „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel!" Ja, Vater, thue es, du kennst unsere Schwachheit! — „Denn dein ist das Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen!" — Ja, Gott sei gelobt, daß sein die Kraft ist!

Die Konfirmanden begannen jetzt zu singen:

„Warum sollt ich mich denn grämen?"

Frau Agnete fuhr zusammen, es war, als ob sie erwachte. Die Erklärung des Pastors hatte sie heute nicht gehört, als sie aber nach Hause kam, sank sie auf ihre Kniee, betete das Vaterunser und freute sich über ihr Kindesrecht.

Als der Rat am Sonntag Morgen kam, eilte seine Frau ihm vergnügt entgegen.

„Nun endlich! — Ich habe mich nach Dir gesehnt."

Er antwortete nicht, aber die Lippen zitterten. Dieses Zurückhaltende, dieser Mangel an Vermögen, seinem Gefühl Ausdruck zu geben, bewegte ihr Innerstes. Früher floß ihm das Wort so leicht und frisch über die Lippen.

„Ist es Dir gut ergangen, Wilhelm?"

„Ja, nachdem ich hier gewesen, ging es mir verhältnismäßig gut, — obgleich —"

„Obgleich?"

Er blickte sie ernst an. „Obgleich es nicht immer angenehm ist, mit sich selber Rechenschaft zu halten."

Als er dies sagte, fiel ihr das Wort wieder ein, über welches sie sich zuerst geärgert und womit sie später den Sterbenden getröstet hatte. Und doch, sie konnte es zu ihm nicht sagen. — Aber die alte Bibel aufschlagen konnte sie.

„Lies, was hier steht, Wilhelm! — Es ist die Bibel meiner Mutter; ich denke, sie wird es gewesen sein, welche die Stelle unterstrichen hat.“

Sie eilte hinauf auf ihre kleine Stube und sank auf die Kniee. „Herr, laß dein Licht auf die Worte fallen!“ betete sie.

Als sie gleich darauf wieder herunter kam, war ihr Mann hinaus in den Garten gegangen; sie folgte ihm.

„Es ist bald neun Uhr, Wilhelm; wenn wir in die Kirche gehen wollen, ist es Zeit. — Du versprachst es, mit mir zu gehen.“

„That ich es! Ich erinnere mich dessen nicht.“

Sie wurde glühend rot. „Du sagtest auch nur: Wie Du willst.“

„Dasselbe sage ich auch heute; ich gehe gerne mit, wenn Du es wünschest.“

Hiermit mußte sie sich begnügen.

Als sie in die Kirche traten, wurde eben das Eingangsgebet gesprochen. Sie stand still und faltete die Hände.

Der alte Mann in der Ecke nickte ihr vertraulich zu und machte für sie Platz. Der Rat bemerkte mit Verwunderung, daß seine Frau hier wie zu Hause war. Einer nach dem andern grüßte sie, und eine bleiche, verweinte Frau, die dort mit ihren Kindern saß, stand auf und gab ihr die Hand.

„Es wird gleich nach dem Gottesdienste sein,“ flüsterte sie, „bleiben Sie hier?“

„Ja, ich denke; — ich will gerne bleiben.“

Jetzt begann der Gesang:

„Gottlob, der Sonntag kommt herbei.“

Frau Agnete sang mit, der Rat saß ganz still und sah in das Gesangbuch. Nach und nach entdeckte er, daß ihm die Worte bekannt waren, ja, daß er den ganzen Gesang auswendig konnte.

Dann kam die Epistel. Die junge Frau meinte, dieselbe sei gerade an sie und ihren Mann gerichtet. Ja, was für Frucht hatten sie gehabt von den Dingen, derer sie sich jetzt schämten? Und das Ende derselben war der Tod. — Möchten sie jetzt doch auch von der Sünde befreit und Gottes Knechte werden und die Gabe Gottes erlangen, das ewige Leben in Christo Jesu, unserm Herrn!

Jetzt stand der Pastor auf der Kanzel. Er besaß die Gabe, das Evangelium so auszulegen, daß die Gestalt des Erlösers in ihrer erbarmenden Liebe recht deutlich hervortrat.

Frau Agnete neigte den Kopf. Ja, das Brot aus seiner Hand zu nehmen und dann auszuteilen, war gerade, wonach sie sich sehnte, denn sie wollte so gerne helfen.

Als der Gottesdienst beendet war, läuteten die Glocken wieder, und dann wurde der mit vielen Kränzen geschmückte Sarg des Totengräbers zu Grabe getragen. Der Rat folgte seiner Frau, welche sich dem Zuge anschloß. Die Witwe, an jeder Hand ein Kind, ging zunächst hinter dem Sarge, dann kam der Pastor, Lise und Johanna. Die arme Frau sah sehr feierlich aus. Es war ja ihr Mann, für den die Glocken läuteten, seinetwegen sprach der Pastor und entblößten sich alle Häupter. Als der Sarg hinabgesenkt werden sollte, legte sie ihre Hand zum Abschiede auf denselben und ließ ihn auch von den Kindern berühren. Frau Agnete weinte leise und that manches Gelübde, während sie und ihr Mann schweigend durch den Wald gingen. Plötzlich stand sie still.

„Gott sei Dank, daß ich Dich habe, Wilhelm!“

„Mich? — Ich finde, daß ich der erbärmlichste von allen Menschen auf der Erde bin!“

Gleich darauf fuhr er fort: „Fast alles, was ich früher erstrebte, hat jetzt seinen Wert für mich verloren, und ich habe dafür noch nichts anderes gewonnen.“

„Aber Du hast doch eingesehen, daß wir uns selber nicht helfen können, und daß wir eines Erlösers bedürfen, — und hast Du nicht auch ein wenig von seiner Liebe verspürt?“

Er schüttelte den Kopf, doch mehr traurig als verneinend.

„Ich weiß es nicht, aber eins weiß ich, und das will ich Dir zum Troste sagen, daß, obwohl Du mir lieber bist als jemals, mir Deine Liebe doch nicht genug ist.“

„Dann bist Du auch auf dem Wege, Wilhelm, alles andere wird der Herr selber machen. — Hast Du eine Bibel?“

„Ja, als ich neulich von hier nach Hause kam, lag Mutters Bilderbibel auf dem Tische. Paul hatte sie gebracht. Er hatte meinen Namen auf das weiße Blatt geschrieben.“

„Das war hübsch von Paul.“

„Paul ist ein edler Mensch, Du hast recht gesehen.“

„Sprichst Du mit ihm?“

„Ich kann mit niemandem sprechen; — Du merkst es ja, Agnete, nicht einmal mit Dir, aber ich komme dort täglich.“

„Wollen wir ein wenig auf diesem Baumstamme ausruhen?“ fragte sie.

Sie nahm seine Hand. „Ich muß Dich um etwas bitten, Wilhelm, Du hast oft darüber geklagt, daß ich keine Wünsche hätte. Ich glaube, es kam daher, daß andere nicht für mich da waren, und ich selber hatte ja genug. Aber jetzt habe ich viele Wünsche."

„Nenne sie," sagte er liebevoll; sie fühlte, daß er sie verstand.

„Für den Augenblick wünsche ich Geld, viel Geld!"

Ein Lächeln glitt über sein ernstes Gesicht. „Nimm, was hier ist, meine Liebe," er reichte ihr die Brieftasche.

Frau Agnete nahm sie mit auf ihre Stube und öffnete sie dort.

Zwei Hundertmarkscheine und ein Zehnmarkschein; das war herrlich. Am nächsten Tage wollte sie mit dem Pastor überlegen. — Aber dort lag ja ihr Bild! Sie nahm es heraus und besah es.

Einen Augenblick darauf hatte die Nadel der Perlenbrosche ein fast unsichtbares „Die Deine" in das weiße Papier geritzt. Niemand, nicht einmal er würde es entdecken können, aber es stand da. — Dann gab sie die Brieftasche mit Dank zurück.

Er war in Gedanken versunken, als sie kam.

„Habe ich Dich gestört?"

„Nein, nein. — Ich dachte über eines dieser merkwürdigen Worte nach, das Buch wimmelt ja von merkwürdigen Worten. „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein —" Du kennst gewiß den Rest."

„Ja. — Ich hörte neulich eine Auslegung dieser Worte," sie sprach sanft und gedämpft. „Zu dem einen und dem andern sagt der Herr, wie er zu dem jungen

Manne sagte: „Verkaufe alles, was du hast, und gieb es den Armen und folge mir nach!“ Aber zu uns allen sagt er: „Gieb mir alles, was du hast, freie Verfügung über dein Geld, deine Zeit, deine Gaben und Kräfte und folge mir nach! Jeder Reichtum, den wir ihm nicht gegeben haben, wird uns hindern, in Gottes Reich zu kommen. Wir haben ja alles von unserm himmlischen Vater empfangen und sollen ihm Rechenschaft geben. — Als ich dies hörte, drückte der Gedanke an die Vergangenheit mich fast zu Boden, denn wie sollte ich ihm Rechenschaft geben können? Aber dann vernahm ich die Botschaft von ihm, der unsere Sünden gesühnt, unsere Schuld bezahlt und uns zu seinem Eigentum gemacht hat. Und sind wir sein Eigentum, so müssen wir ihn auch über uns schalten lassen, ihm jeden Tag Rechenschaft ablegen, vor sein Angesicht treten, unsere Schuld bekennen und mit ihm über alles reden. Das ist Gnade und Glück ohnegleichen!“

Der Rat antwortete nicht, aber küßte ihre Hand. Er that es nicht in seiner alten, huldigenden Weise, sondern wie eine Mutter die Hand ihres Kindes küßt.

Im Lusthause war gedeckt. Die Bienen summten, die Rosen dufteten, die Hänflinge sangen in den großen Buchen, die ihre mächtigen Zweige über die Gartenhecke streckten.

„Ist es hier nicht herrlich?“

„Ja,“ er sah sich um, verfolgte aber gleich wieder den abgebrochenen Gedankengang, und es währte etwas, bevor er sprach. „Wenn man nun will, wie Du willst,“ sagte er endlich, „muß man die ganze Lebensweise ändern, nicht wahr? — es zu wollen und doch zu leben wie vorher, scheint mir ein Widerspruch zu sein.“

„Das kann man auch nicht.“

„Hast Du gedacht, daß wir uns einschränken müssen?“

„Ja, — ich habe gedacht, daß, wie die Liebe wächst, und das Geld mehrere Wege geht, wir uns einschränken müssen. Für mich wird es kein Opfer sein, sondern eine Befreiung.“

„Das ist mir auch klar,“ — seine Stimme war fest, — „wenn man es ernst meint, muß es im Leben durchgeführt werden. — Hast Du schon Pläne gemacht?“

„Nein, die müssen wir zusammen machen und vor Gottes Angesicht. — Das Geld, sowohl das Deine als auch das meine, ist ja schuld daran, daß wir uns nicht wie andere in unserer Stellung einrichten, sondern thun, als ob Du schon eine Ministerstelle hättest.“

„Glaubst Du, daß mich noch nach einem solchen Platze verlangt?“

„Nein, aber ich hoffe, daß Du später nach einer solchen Stellung trachten wirst, in welcher Du zum großen Segen Deines Volkes und Landes wirken kannst. Ist es aber besser für Dich, im Schatten zu bleiben, so weiß der Herr es ja und wird Dich auch dort lassen.“

Frau Agnete begleitete ihren Mann nach der Station.

„Nächsten Sonntag werde ich Dich auch abholen,“ sagte sie, „um unser Zusammensein dadurch um einige Stunden zu verlängern.“

„Und ich habe unterwegs nicht ein Wort gesprochen. Du bist wirklich geduldig, liebe Agnete.“

„Ich bin hoffnungsvoll, und dann ist es nicht schwer, geduldig zu sein. — Sind wir schon da? — Lebe wohl, Wilhelm.“

Er nickte ihr aus dem Coupé zu und rief, indem der Zug sich in Bewegung setzte: „Hülle Dich gut in das Plaid ein, Agnete; der Nebel fällt, und die Nachtluft ist kalt!“

Aber sie fand es nicht kalt. Ihr Herz war warm, ihre Seele voll Dankens und Lobens.

Es war köstlich, am nächsten Tage mit den Konfirmanden zu singen:

„Niemand ist sicher vor Gefahr,
Als Gottes kleine Kinderschar.“

Es war köstlich, den Worten des Herrn vom Weinstock und von den Reben zu lauschen.

Frau Agnete folgte langsam dem Pastor, der seiner Gartenpforte zuschritt.

„Darf ich einige Worte mit Ihnen reden, Herr Pastor?“

„Gerne! — Ich habe heute Zeit genug. Bitte, treten Sie ein.“

Wie behaglich war es in seinem Arbeitszimmer, Bücher in Menge und schöne biblische Bilder an den Wänden.

„Es ist wegen der Witwe Heinrich Jeppesens. Ich möchte den Herrn Pastor um Rat fragen, wie am besten für sie gesorgt werden kann.“

„Gesorgt? — Das ist ein großes Wort, ich denke, es ist am richtigsten, den Herrn sorgen zu lassen.“

„Ich versprach dem Mann —“

„Ja, und er glaubte Ihnen, hatte Sie niemals vorher gesehen, glaubte Ihnen aber doch; war das nicht schön? — Er selbst sprach wenig, war aber durchaus zuverlässig, daher glaubte er auch anderen; Gott sandte Sie zu ihm, darum hege ich keinen Zweifel, daß er, als alle Sorgen von ihm genommen waren, seine Gedanken auf das Eine gerichtet hat, was not ist. — Sehen Sie, wie wunderbar der Herr sich seiner schwachen Kinder erbarmt.“

„Was meinen Sie, Herr Pastor, daß ich thun soll?“

Er legte die Hand vor die Augen und dachte nach, bevor er antwortete.

„Meine Frau hat schon lange gewünscht, ein Asyl einzurichten für kleine Kinder aus Arbeiterfamilien, die oft zu Hause eingeschlossen werden oder auf der Straße umherirren, und da die alte Witwenwohnung des Pfarrgehöftes jetzt leer steht, kann dieselbe in Gebrauch genommen werden. Die Bauern der Umgegend werden gewiß Feurung und einen kleinen Monatslohn geben, und bei dem Hause ist ein kleiner Garten mit Obstbäumen und Acker für Kartoffeln und Gemüse. Wir dachten nun, daß Anna Jeppesen sich wohl für diesen Platz eignen werde. Meinen Sie nicht auch?“

„Ja, ganz gewiß, aber — aber ich möchte doch auch so gerne etwas für sie thun.“

Ein Lächeln glitt über das Gesicht des Pastors, und seine Stimme klang weich, da er antwortete:

„Sie sollen ja auch etwas für sie thun dürfen. Es ist Ihr Recht, will ich geradeaus sagen. Aber es ist auch unser Recht, für unsere Armen zu sorgen, und nun müssen

wir sehen, daß der eine nicht dem andern zu nahe kommt. — Dies ist eine wohlhabende Gemeinde, und geht es durch Gottes Gnade mit dem christlichen Leben vorwärts, so hoffe ich, daß wir nicht allein uns selber helfen und für die Mission sammeln können, sondern daß wir auch noch ein Scherflein für die große Stadt übrig haben. — Diese liegt Ihrem Wohlthun wohl am nächsten."

„Sprechen Sie nicht von meinem Wohlthun! — Ich verstehe noch nichts, — habe eben erst angefangen und bisher stets nur für mich selber gelebt. Es war ein elendes Leben! Doch der Herr hat sich meiner wunderbar erbarmt."

„Und er läßt Sie nicht, sondern vollendet, was er angefangen hat. Sein Name sei gelobt!"

Gleich darauf fuhr der Pastor fort:

„Sehen Sie, Frau Rätin, es sollen Bänke, Tische, Tafeln, Bilder und manche andere Dinge im Asyl sein, und für alle diese Sachen werden wir selbst sorgen. Aber es müssen ja auch einige Möbel in den beiden kleinen Stuben sein, auch einige Bettstellen — ich glaube, daß die Kinder des Totengräbers kreuz und quer in dem großen Bett zu liegen pflegen — einige Kleidungsstücke und etwas Küchengeschirr. Sehen Sie, dafür können Sie sorgen. Und wenn Sie es gerne wollen, soll es Ihnen auch erlaubt sein, eine Nähmaschine zu schenken. — Nein, behalten Sie das Geld, bis Sie mit meiner Frau gesprochen haben; sie weiß, was jedes Stück kostet. Sie kommen doch mit und sehen sich unsere Kinder an! Sie werden sie jubelnd und geputzt vorfinden, denn heute ist Mutters Geburtstag; nächst Heiligabend der beste Tag im Jahre, versichern sie alle."

Im nächsten Augenblick saß Frau Agnete mitten in dem fröhlichen Kreise bei einer Tasse Chokolade. Das kleinste Kind rutschte auf dem Fußboden umher, ein liebliches, zweijähriges Mädchen mit großen, blauen Augen. Anfangs sah das Kind die Fremde fest und bestimmt an, näherte sich ihr dann plötzlich und kletterte auf ihren Schoß. In diesem Augenblick ertönte ein leises „Pst!" vom Vater, und dann falteten sich alle Hände, während er Gott bat, die Speise zu segnen und ihm dankte für alle seine Gaben, für den schönen Sommertag und für die liebe Mutter.

Als er fertig war, stürmten die Kleinen hin zu der Mutter, um sie zu umarmen, die liebe Mutter, welche trotz ihres Lächelns Thränen in den Augen hatte.

Später wurden die Asylpläne besprochen. Frau Agnete fühlte sich so unerfahren, ihr schien es, daß die Frau Pastor Herz und Gedanken für alles hatte.

„Sehen Sie, so glaube ich, daß man ihr dazu verhelfen kann, sich selber zu helfen," schloß Frau Pastor Lind, „und zugleich kommt sie in eine gesegnete Wirksamkeit, anderen zu helfen. — Wir brauchen nicht all Ihr Geld, liebe Frau, aber vielleicht lassen Sie Anna Jeppensen den Rest als Notschilling?"

„Ja, und dann hatte ich gedacht, ihr jährlich eine Summe zu geben."

„Ich glaube nicht, daß es nötig ist; aber schreiben Sie hin und wieder an sie und schicken Sie ihr ein Buch, ein Kleidungsstück oder eine andere Aufmunterung, so daß sie fühlt, daß Sie an sie denken. — Das ist mein Rat, aber jeder muß ja nach seinem Gewissen handeln." Frau Lind's Augen ruhten liebevoll auf der jungen Frau.

Vater, Mutter und die ganze Kinderschar begleiteten den Gast bis an den Wald.

Frau Agnete ging langsam nach Hause, sie bedurfte der Sammlung. Die Worte des Pastors: „Die Stadt liegt Ihrem Wohlthun wohl am nächsten," waren ihr nicht wieder aus dem Sinn gekommen.

Es war still und feierlich im Walde, nicht ein Lüftchen regte sich, kein menschlicher Laut schlug an ihr Ohr. Ihr war, als stände sie in einem Tempel und doch auch wiederum, als sei es ihr Kämmerlein. Unwillkürlich sank sie auf die Kniee: „Gieb mir Liebe, gieb mir Weisheit und dann gebrauche mich, Herr, und auch ihn, ja, auch ihn, gebrauche uns beide, lieber Herr!"

„Ist die Arbeit hier Ihnen schwer gefallen, Karoline?" fragte Frau Agnete am Abend, „antworten Sie mir aufrichtig."

„Nein, das kann ich nicht sagen. — Es ist mir eine angenehme Beschäftigung, das Essen zu bereiten, und ich fühle mich viel frischer und habe größeren Appetit als zu Hause, wo ich immer sitze und nähe, wenn nichts zu plätten da ist."

„Christine will ja zum Herbst heiraten," fuhr die junge Frau fort, „glauben Sie, daß Sie und das Stubenmädchen ihre Arbeit übernehmen können?"

„Wie meinen gnädige Frau das?“

„Wir gedenken uns in mancher Hinsicht einzuschränken, und da ich mir in Zukunft am liebsten selber helfen will und mich auch nicht scheuen werde, in der Wirtschaft eine Hand mit anzulegen, so meine ich, daß zwei flinke Mädchen die Arbeit wohl thun könnten.“

Die Jungfer war wie aus den Wolken gefallen, aber plötzlich ging ihr ein Licht auf. Der Rat mußte einen bedeutenden Geldverlust erlitten haben, natürlich!

„Wir werden die Arbeit gut bewältigen können,“ sagte sie freundlich, „denn dann werden auch wohl nicht so viele Gesellschaften gegeben werden.“

„Nein, große Gesellschaften gar nicht, doch hoffe ich, daß wir häufig einige Freunde bei uns versammeln werden. — Nun haben Sie Lust und Mut?“

„Ja, ich bleibe. — Soll der Diener fort?“

„Ich weiß noch nicht, was mein Mann bestimmen wird. Was mich betrifft, so wünsche ich, daß Jörgensen eine selbstständige Stellung erhält, vielleicht als Bureaudiener oder dergleichen. — Der Sohn des Portiers kann wohl das Schuhzeug putzen, Feurung holen und einige Gänge besorgen?“

„Das kann er sehr gut. — Bleibt die Herrschaft wohnen?“

„Ja, ich denke doch. — Für die beiden großen Zimmer mit besonderem Eingang, hoffe ich, werden wir einen Mieter bekommen. Wir gebrauchen sie ja fast gar nicht, so daß wir sie nicht entbehren werden.“

„Nein, es ist nur eine Erleichterung für das Stubenmädchen.“ Die Jungfer blieb mitten in der Stube stehen;

sie war dem Weinen nahe. „Sind gnädige Frau traurig?“ fragte sie teilnehmend.

„Sehe ich betrübt aus?“

Nein, betrübt sah sie nicht aus, das schöne, ausdrucksvolle Gesicht strahlte vor Freude.

Karoline schüttelte den Kopf und ging dann still mit dem Theebrett in die Küche. Eine solche Umwälzung! — Wie konnte die gnädige Frau dies doch so freudig tragen und in dieser Zeit so viel an andere denken. War es nicht das vierte Paar Strümpfe, welches sie für die Kinder der Arbeitsfrau strickte! — Darum also wollte sie keine Hülfe beim Ankleiden haben und auch selber ihr Bett machen. Wer sollte das geglaubt haben!

Fleißiges Lesen in der Bibel, feierliche Stunden in der Kirche mit den Konfirmanden, stille Spaziergänge an den Strand hinunter, mehrere Besuche bei der Witwe des Totengräbers, ein Nachmittag auf dem Pfarrhofe und ein Vormittag bei Peter und seiner Großmutter: so war die Woche vergangen.

Jens Hansens Jagdwagen fuhr in früher Morgenstunde vor, um Frau Agnete abzuholen, und der Zug war noch nicht angekommen, als sie auf dem Bahnhofe anlangten. Endlich brauste er heran. Der Rat, welcher vor dem geöffneten Fenster stand, entdeckte sogleich seine Frau. Unwillkürlich breiteten beide die Arme aus. Aber er war dennoch sehr ernst, der Freudenruf erstarb ihr auf den Lippen.

„Besten Dank, daß Du gekommen bist!“ sagte er liebevoll, „ich habe viele Grüße für Dich von Paul und seiner Frau. Sie ist eine aufrichtige und klar sehende Frau.“

„Ja, ich liebe Anna; sie ist ein Segen für mich gewesen."

„Auch für mich."

Frau Agnete hätte gerne mehr gehört, aber sie wagte nicht zu fragen. Sie rollten jetzt die ebene Landstraße hinunter, die an beiden Seiten von fruchtbaren Feldern begrenzt war. Hier und da war der Roggen schon gemäht, aber heute ruhte die Arbeit, und in stillem Sonntagsfrieden lag die Gegend da.

„Siehst Du, Agnete," begann der Rat und nahm ihre Hand in die seinige, „wir sind ja so verschieden, Du und ich. Du brauchtest nur die Wahrheit zu erkennen, so lagst Du auf den Knieen und warst glücklich, weil dies es gerade war, wonach Du Dich, ohne es selber zu verstehen, gesehnt hattest. — Aber mit mir war es ganz anders, weil meine ganze Natur vergiftet war. — Sage mir nichts dagegen! Du weißt es besser, als irgend einer, daß ich recht habe, weil gerade Dein Unwille, Deine Abscheu vor meinem alten sündigen Menschen meine erste Hülfe war. — Ich weiß nicht, wie es kam, aber eines Abends sprach ich über alle diese Dinge mit Pauls Frau, und da sagte sie: „Er, der den Blinden die Augen öffnete, reinigte ja auch die Aussätzigen!" Es war, als ob mein gequältes Herz Luft bekam, da das Ding mit seinem rechten Namen benannt wurde, und von der Stunde an, meine ich, hat es für mich angefangen zu tagen."

Die junge Frau drückte seine Hand an ihre Wange.

„Ich bin auch aussätzig gewesen, Wilhelm, und Du bist blind gewesen, aber der Herr hat sich über uns beide erbarmt."

Sie saßen jetzt schweigend nebeneinander, aber die Gedanken gingen denselben Weg, sie fühlte es.

Plötzlich riß der Rat sich los, erhob den Kopf und sah sich um.

„Das ist wahr, ich muß Dir doch sagen, daß der Besitzer vom Waldversteck nicht länger als sechs Wochen vermieten will, wie wir es ja zuerst abgemacht haben. Er befindet sich jetzt viel wohler und sehnt sich nach Hause."

„Das ist eine gute Nachricht, weil auch ich mich nach Hause sehne. Ja, Du mußt mir glauben. — Gott sei Dank, daß der Kranke sich erholt hat, dann kann die Familie doch frohen Mutes wieder einziehen."

„Und wenn Du nun nach Hause kommst, Agnete, was dann?"

„Dann fängt das neue Leben an, ich weiß nicht wie, aber verlaß Dich darauf, daß der Herr selber uns leiten wird." Sie erzählte ihre Unterredung mit der Jungfer und was der Pastor gesagt hatte.

„Möchte ich Dir helfen können!" sagte er und fügte freudiger hinzu: „Ich hoffe, der Tag wird kommen, da ich Dir helfen kann."

Gleich darauf erzählte er in fast heiterem Tone: „Du kannst glauben, Agnete, die Leute im Bureau haben viel mit mir zu thun gehabt. Anfangs fürchteten sie, wie ich wohl gemerkt habe, daß mein Verstand in Gefahr sei, und dann, daß eine verzehrende Krankheit mich ergriffen habe. Und später sprachen sie untereinander von Ehescheidung und von großem Geldverlust. Das that mir jedoch gar nichts; ich besorgte meine Arbeit und ging im übrigen umher wie ein verschlossenes Buch. Aber jetzt ist es anders; ich habe früher niemals mit dem Personal auf so gutem Fuße gestanden.

Es sind auch fast alle brave Menschen. — Ich weiß, was Du denkst. „Wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder zurück," und das ist auch wahr. Früher rief ich nur: „Hier bin ich!" und dann gingen mir die Leute aus dem Wege. Wunderlich war es, daß nur wenige es versuchten, sich mir in den Weg zu stellen, und ich hatte es doch ehrlich verdient. Auf allen Seiten ist etwas gut zu machen, und immer, wenn ich daran denke, bekomme ich Lust zu leben."

„Ich auch! Wie vieles möchte ich so gerne wieder gut machen."

Der Morgenthee wurde im Lusthause getrunken, und dann wanderten sie Arm in Arm durch den Wald zur Kirche. Frau Agnete bemerkte zu ihrer Freude, daß ihr Mann heute ein Auge für die Schönheit der Gegend hatte.

„Wie wird es Dir gehen, wenn Du wieder das Steinpflaster unter Deinen Füßen fühlst?" sagte er.

„Ich sehne mich nach dem Straßenpflaster, nach den großen Gebäuden mit den Hinterhäusern und den vielen Wohnungen. Das ist meine Bitte und meine Hoffnung, daß ich einem solchen Hause etwas sein möge, daß ich sorgen darf für die kleinen Kinder und die Kranken darin, welche sich verlassen und vergessen fühlen. Anna hat mir erzählt, was sie auf ihren Armenbesuchen gesehen und erlebt hat. Sie war noch nicht lange in der Stadt gewesen, als ein hungriges Kind den Weg in ihre Küche fand und ihr dann auch den Weg nach seinem Hause zeigte. — Der Herr wird mir schon helfen und mich leiten, ich selber verstehe ja nichts. Pastor Lind bat mich inständig, doch ja zu bedenken, daß man dem Menschen schadet, von dem man sich hintergehen läßt. Die rechte Liebe ist wachsam."

Der Rat antwortete nicht, sondern nickte beifällig. Gleich darauf fragte sie: „Wie denkst Du über die Reise nach Rom und Deine aufgeschobenen Ferien?“

„Die Reise ist gestrichen. Für das Geld gedenke ich eine ganz kleine Villa zu bauen, drei bis vier Zimmer, Mädchenkammer und Küche. Jens Hansen hat mir schon versprochen, uns den Bauplatz zu verkaufen, nicht weit vom Waldversteck. — Es freut mich, daß Dir der Plan gefällt.“

„Dank, Wilhelm, tausend Dank! Ich liebe diese Gegend und diese Menschen und fühle mich hierher gezogen.“

Die Kirchenglocken läuteten jetzt, und die Leute strömten von allen Seiten herbei.

„Was der Herr uns heute wohl sagen wird,“ flüsterte sie, „durch sein Wort, durch die Lieder?“

„Du Lebensbrot, Herr Jesu Christ,“ tönte es ihnen entgegen. Frau Agnete sah sehnsuchtsvoll nach den Abendmahlsgästen.

Dann kam die Epistel, Ermahnungen, nicht nach dem Fleische zu leben, sondern nach dem Geiste. „Denn welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder. Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß ihr euch abermal fürchten müßtet; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater!“

Frau Agnete beugte sich in Dank und demütiger Freude, ihr Mann aber dachte über die Worte nach und behielt sie in seinem Herzen. Als das Evangelium vorgelesen wurde, drückte er ihre Hand, und sie verstand, daß er sich danach sehnte, Gottes Willen zu thun, sich sehnte, gute Früchte zu bringen.

Auf dem Heimwege war der Rat still und ernst, aber hinter diesem Ernste lag kein beklemmendes Dunkel, sondern dämmerndes Licht.

„Es war ein schöner Tag," sagte er, als er auf der Station Abschied nahm, „der beste in meinem Leben, glaube ich. — Jetzt werde ich wohl nicht wieder kommen, wenn Du nicht wünschest, daß ich Dich abhole?"

„Nein, Du mußt mich lieber im Hause empfangen."

„Das gefällt mir auch am besten. Lebe wohl, Geliebte, wie werde ich mich nach Dir sehnen!"

Der Mond warf sein klares Licht über die Felder; es fand auch seinen Weg in den großen Wald und spielte geheimnisvoll um die schlanken Stämme der Buchen. Frau Agnetens Herz war so voll, und sie weinte manche Thräne der Reue, der Dankbarkeit und der Freude, und dann that sie Gelübde und machte Pläne. — Woher kamen alle diese Gedanken? Sie wußte es nicht, aber es heißt ja im Liede:

„Weg hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt dir's nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht;
Dein Werk kann niemand hindern,
Dein Arbeit kann nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun."

Jungfer Karoline war sehr erstaunt, als die Rätin ihr am nächsten Tage auftrug, Johannisbeeren, Stachelbeeren und einige Pfund Kirschen einzumachen.

„Wenn der Besitzer zurückkommt, ist es zu spät, und die Leute müssen doch einige Früchte aus ihrem eigenen Garten für den Winter haben. Ich bin überzeugt, daß Christine zu Hause alle Flaschen und Kruken füllt."

„Das kostet Zucker, gnädige Frau."

„Aber wir haben ja noch wenigstens zehn Pfund."

„Ja, ich dachte, wir würden ihn mit nach Hause nehmen. — Wir werden also bald reisen! — Hier kommen gnädige Frau wohl niemals wieder her?"

„Das hoffe ich doch. — Mein Mann hat mir versprochen, uns hier ein kleines Haus zu bauen; was meinen Sie dazu?"

Die Jungfer meinte nichts, aber ihr Erstaunen nahm zu.

Die junge Frau half beim Pflücken des Obstes und band selber die Kruken zu. Der Korb mit dem guten Wein wurde auch zurückgelassen, sie hatte sehr wenig davon verbraucht. Ein Zettel wurde an den Korb gebunden. „Gruß und Dank für den schönen Sommeraufenthalt," stand auf demselben.

Dann verabschiedete sich Frau Agnete von Anna Jeppesen, welche sie mit vielen Segenswünschen entließ, und von Peter und seiner Großmutter, bei denen sie noch große Bestellungen machte. In der Villa Waldversteck mußten die Matten erneuert werden und auch das Asyl war mit Matten zu versehen, das Garn aber, welches die Großmutter spann, konnte die junge Frau gut verwerten. Sie erzählte ihnen von dem kleinen Hause, welches gebaut werden sollte und verließ die beiden Leute mit einem frohen

„Auf Wiedersehen!“ Als sie aber gegangen war, blickte Peter träumend in die Luft, denn ein Jahr war ja eine lange Zeit.

Den letzten Sonntag wagte Frau Agnete es, zum heiligen Abendmahl zu gehen. Anfänglich wollte sie erst mit dem Pastor sprechen, bei ihm sich Rat's erholen, ob sie gehen dürfe, aber während sie hierüber nachdachte, wurden ihre Gedanken zum Gebet, und als sie sich erhob, wußte sie, daß sie vom Herrn eingeladen sei.

Auf dem Rückwege mußte sie das schöne Abendmahlslied wiederholen:

„Du, allerliebster Jesu, hast
Geheilt die Seelenwunden
Und durch dein'n Leib und Blut der Last
Der Sünden mich entbunden.
Bisher lief ich der Hölle zu,
Jetzt hab ich meiner Seelen Ruh.
In deiner Seele funden.“

Am folgenden Tage war sie zum letztenmal mit den Konfirmanden zusammen in der Kirche und nahm auch von ihrem alten Freunde mit dem Krückstock Abschied. Er nickte und sah sie freundlich an.

„Ja, auf Wiedersehen,“ sagte er, „hier unten oder dort oben, wie Gott will!“

Den Abend vor der Reise brachte sie auf dem Pfarrhofe zu. Die Kinder umringten sie, und sie fühlte sich wie zu Hause. Sie hatte manches mit dem Pastor und dessen Frau zu besprechen, und schön war es, auch hier sagen zu können: „Auf Wiedersehen!“

Wie verschieden war doch die Heimreise von der Abreise, und wie verschieden der Empfang von dem Abschiede!

Jetzt hielt der Zug, und dort stand ihr Mann mit entblößtem Haupte und leuchtenden Augen. Und doch lag etwas Ernstes in seinen Zügen, aber gerade das liebte sie.

Er war ihr beim Aussteigen behülflich und legte ihren Arm in den seinen.

„Wollen wir nach Hause gehen? — Deine Jungfer kann ja mit den Sachen fahren, nicht wahr? Gieb mir Deine kleine Tasche und den Korb mit den Blumen. — Wir haben keinen Diener; Jörgensen ist untergebracht als Bote bei Pauls Prinzipal.“

Der Rat ging jetzt ziemlich schnell, ohne zu sprechen; einmal stand er doch still und sah seine Frau an. „Meine liebe Agnete!“ Er küßte ihre Hand, seine Augen hatten einen feuchten Schimmer, und die Lippen zitterten.

Draußen vor der Thür stand er wieder still und reichte ihr die Hand. Sie ahnte, daß es bedeuten sollte: „Wir wollen Ihm gemeinsam dienen!“

Wie wunderbar war es, wieder im Vorzimmer zu stehen und das große Speisezimmer und die Wohnstube zu betreten, wie wunderbar war es, sein eigenes Bild in dem prachtvollen Spiegel zu erblicken, der im Ankleidezimmer fast vom Fußboden bis zur Decke reichte. Die vier verzierten Bronze-Arme streckten ihr die hohen Lichte entgegen.

Sie wich zurück. — Dies alles mußte fort! Es war, als ob das alte gottvergessene, selbstsüchtige Leben seine Schatten auf ihre Freude warf und sie mit Grauen erfüllte, doch nur für einen Augenblick, dann lag sie auf ihren Knieen, und Friede und Freude kehrten zurück. Sie glaubte

ja an eine Vergebung der Sünden und sollte nicht ins Gericht, sondern war vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.

„Wilhelm", flüsterte sie, als sie sich wieder erholt hatte, „ich hatte das Alte fast vergessen, und es ist ja auch vergangen, aber es drängt mich doch, Dich um Verzeihung zu bitten. — Verzeihe mir! Und dann herzlichen Dank! — Wie reizend ist es hier mit Blumen geschmückt, und dann die herrlichen Bilder über dem Bücherschrank und dem Piano. Ist das Dein eigener Gedanke?"

„Ja, aber Anna hat mir bei der Auswahl geholfen. Sie und Paul kommen zu Mittag, und ich habe auch den Knaben eingeladen, und noch jemand — den neuen Mieter. — Kannst Du raten, wer es ist? — Unser alter Sprachlehrer. Er hat nur eine kleine Einnahme und steht ganz allein, daher dachte ich, es sei am besten, wir überließen ihm die beiden Zimmer, damit Du nach ihm sehen und ihn pflegen kannst, wenn er dessen bedarf. Ich ließ ihn durch andere wissen, daß ich zu vermieten wünschte und ließ ihm auch den Preis sagen, und dann kam er sofort zu mir."

„Ich danke Dir, Wilhelm! Ich glaube, daß mit ihm ein Segen über unser Haus gekommen ist."

Später begrüßte die junge Frau freundlich ihre Mädchen, lobte die saubere Küche und besprach mit dem Stubenmädchen die künftige Arbeit. Am besten sei es, sofort damit anzufangen, schlug sie vor. Die Köchin solle der Jungfer nur noch einige Anweisungen geben, sonst könne sie in ihrer Kammer sitzen und ihre Aussteuer nähen.

Fast überwältigend war es, Paul und seine Frau wiederzusehen. Sie konnte nichts sagen, sondern reichte ihnen nur

die Hand. Die Thränen standen ihr in den Augen, aber dennoch strahlte das schöne Antlitz vor Freude. Dann umarmte sie den Knaben; dieser ließ sich jedoch nicht länger festhalten, sondern wollte auf Onkels Schulter reiten, wie er sonst zu thun pflegte.

Der Sprachlehrer erschien in seinem besten Anzuge und mit einem kleinen Blumenbouquet. Frau Agnetens unverhohlene Freundlichkeit rührte und erfreute sein altes Herz in hohem Grade.

So saßen sie jetzt bei Tische. Der Rat sah seine Frau an, und diese blickte auf ihn. Es lag eine Frage in ihrem Blick, er nickte, und dann faltete sie ihre Hände: „Dank sei dir, Vater im Himmel, für diese deine Gaben, die wir von deiner milden Güte zu uns nehmen; segne sie uns durch Jesum Christum, unsern Herrn. Amen."

Der Kaffee wurde im Kabinett eingenommen, und dann ging der Sprachlehrer. Der Rat stand am Fenster, er hatte seinen Arm um den Hals des Bruders gelegt. Sie sprachen von der Mutter und von dem Leben zu Hause. Die beiden Frauen saßen Hand in Hand auf dem Eckſofa. Frau Agnete sprach über ihre Pläne mit Frau Anna, die immer sogleich Rat wußte, denn sie kannte gerade ein solches Haus, wonach die Schwägerin sich sehnte. Eine Heimstätte der Not, Trauer und Sünde, wo die verkommenen und verwilderten Kinder nichts wußten von dem großen Kinderfreund, und wo die Alten, die unter der Last des Lebens seufzten, es auch bedurften, von dem zu hören, der gekommen ist, die Verlorenen zu erlösen.

„Zuerst mußt Du Dich in ihre Lage hinein versetzen und ihnen helfen, wo Du kannst. Sie müssen erst an Deine Liebe glauben, früher nützt es nichts, von der Liebe des Herrn zu zeugen."

Frau Agnete senkte den Kopf: „Jetzt kann ich auch nur erst dadurch zeugen," sagte sie, „daß ich liebe und diene, wenn Gott mir nicht gerade das Wort auf die Lippen legt. Der Herr wird helfen, das glaube ich gewiß, er wird mich leiten Schritt für Schritt."

Draußen auf Nörrebro lag das besprochene Haus, eins der düstersten von den vielen großen, düsteren Häusern. Zwei kleine Mädchen saßen zusammengekauert in der Ecke am Treppenaufgang und weinten. Vater war betrunken nach Hause gekommen, er tobte und lärmte, so daß sie nicht in der Stube sein mochten. Aus einer der anderen Wohnungen ertönte auch Zank und Streit und höher hinauf hörte man schreckliche Flüche, rohes Lachen und wilden Gesang. Aber in der kleinsten Dachkammer stand eine alte Frau, die sich durch Säckenähen ernährte, und ritzte mit einem Messer über ihr Brot. Es war eine Rechenaufgabe, und sie fiel so aus, daß wohl noch zwei Scheiben für das arme Fabrikmädchen dabei abfallen könnten, welches von der Arbeit zu Hause bleiben mußte, um ihren kranken Knaben zu pflegen. Ein wenig schwarzen Kaffee konnte sie wohl auch entbehren. — Die Schmalzkruke wurde hervorgeholt, der letzte Rest auf das Brot gestrichen, und dann ging sie hinein zu dem Mädchen. Die alte Maren verbat sich jeden Dank. „Ich konnte es nicht aushalten, daß Du hungrig zu Bett gehen solltest," sagte sie nur. Dann ging sie wieder in ihre kleine Stube und kratzte die Kruke noch einmal aus für ihren eigenen Bedarf.

„Gott helfe uns allen," murmelte sie, denn sie glaubte, daß ein Gott sei, aber den Erlöser kannte sie nicht. Er aber kannte sie und jede Seele in dem großen Hause.

Der klare Sternenhimmel der Augustnacht schien hinein in die kleine Dachkammer, leuchtete über dem ganzen Hause. Aber Gott der Vater weiß, was der morgende Tag bringt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Lehmann & Bernhard, Rehna i. M.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Levetzow, Cornelia von

Neue Tage Erzählung. Aus dem Dänischen übers. von G. Johanns

Schwerin i. Mecklbg. 1893
P.o.rel. 5312
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11679485-0